



IRIS BRENDEL



Jin Brendel

In Memoriam Iris Brendel

26. 11. 1929 – 16. 02. 2007

Vorliegende Arbeit möchte als Hommage an Iris Brendel gelten, als Erinnerung an unsere Freundin Iris, in Dankbarkeit für die vielen wundervollen Jahre ungetrübtter Freundschaft.

Einen Menschen mit so vielen Talenten zu umschreiben ist schon in umfangreichen Publikationen ein schwieriges Unterfangen, in unserer kleinen Erinnerungsschrift unmöglich. So lassen wir Iris mit ihren eigenen Worten Auszüge aus ihrem Leben erzählen, im „Buch, das ich nie geschrieben habe“, in Katalogen und Einführungen zu ihren Ausstellungen und weisen mit Definitionen aus ihrer Feder anhand einiger Abbildungen die großen Etappen ihrer künstlerischen Entwicklung auf.

26. 11. 1929 geboren in Berlin

1933 – 1951 Buenos Aires (Argentinien)

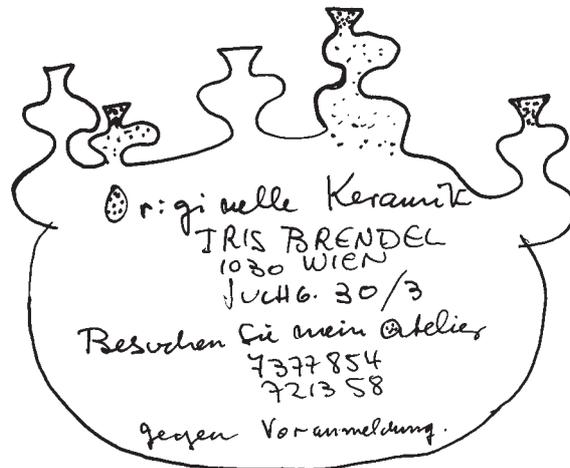
nach der Schule Studium, Lehramt Sprachen

„Drüben hörte man wenig vom II. Weltkrieg und noch weniger über meine jüdische Abstammung“ (Kat. Lebensläufe, S. 8).

Ab 1951 Wien

Ausstellungen in Wien, Faenza, Köln, New York usw.

Als erstes mietete sie ein kleines preiswertes Atelier, das sie zusammen mit den Spitzenkeramikerinnen Spurey-Gruber und Schaffer teilte. Das Haus mit dem Atelier wurde bald nach ihrer Scheidung abgerissen.



„So stand ich nun da, mit 40, ohne Kenntnis der neueren Strömungen, ohne Verbindungen und alsbald ohne Atelier, denn das Haus, das meinen Ofen beherbergte, wurde abgerissen“ (Einführung zur Ausstellung, 1999). Durch einen glücklichen Zufall konnte sie ein neues Atelier in der Beatrixgasse 14, Wien III, einrichten.

Bei ihrem Tod waren Wohnung, Atelier und Lager im Keller angefüllt mit ihren Werken. Es war uns zu erwirken leider nicht möglich, die Keramiken, bevor sie durch Verkauf Wohnung und Werkstatt verließen und in die Hände von Kunsthändlern gelangten, für einen auch noch so flüchtigen Œuvre-katalog auf ihre wichtigsten Fakten zu befragen, wie Technik, Datierung, Signatur und professionelle Photos zu machen. Viele Meisterwerke können daher hier nicht abgebildet werden. Die Feststellung ist umso bedauerlicher, als durch die besonderen Lebensumstände das Œuvre zum Zeitpunkt des Todes noch weitgehend geschlossen vorhanden war.

Eine repräsentative Auswahl ihrer „Köpfe“ wurde nach dem Tod von Iris Brendel vom Museum für Angewandte Kunst in Wien und vom Karikaturenmuseum Krems gekauft, der Großteil der Werke gelangte durch Händler – ohne vorherige Registrierung und Aufnahme – in Privathand und ist somit unbekannt verstreut.

Iris Brendel hat ein glänzendes Selbstzeugnis über ihre keramische Tätigkeit hinterlassen (Keramik S. 35f.): Zu meiner Arbeit. „Ich bin keine Bildhauerin, sondern Keramikerin, bzw. Gefäßkeramikerin. Seinerzeit erlernte ich an der Hochschule für Angewandte Kunst mühsam das Töpfern auf der Drehscheibe, und bei dieser Tätigkeit bin ich im großen und ganzen bis heute geblieben. Meine Köpfe und Skulpturen beziehen ihre Spannung weitgehend von jener, die der Töpferscheibe die Formen gibt, die auf ihr gedreht werden... So drehe ich die meisten meiner Grundformen und setze sie dann unter starken Veränderungen zusammen, was in der Fachsprache „Montieren“ heißt... Es folgen technische Angaben: „Ich brenne meist um 1060 Grad (Majolikabrand), also nicht sehr hoch. Würde ich mich ins faszinierende Steinzeug- oder Porzellanangebot vorwagen, müsste ich einen



„Eigentlich wollte ich Sängerin werden: ich liebte klassische Musik, ich war musikalisch, ich hatte eine Stimme, aber technisch war ich eine Niete und blieb es, ... Ich sang in Chören, fuhr auf Tournées mit dem Wiener Kammerchor und dem Akademie Kammerchor durch Europa und Amerika. 1951 bis 1959 absolvierte ich das Studium mit Diplom in Keramik an der Hochschule für Angewandte Kunst bei Professor Obsieger: Als ich endlich Keramik lernte, hatte ich zuerst keine künstlerischen Ambitionen, jedoch das Drehen auf der Töpferscheibe scheiterte fast an meiner Ungeschicklichkeit.“

Meine Ideale waren die Gefäße der Perser, Indianer, Chinesen, Mayas (Einführung zur Ausstellung, Juni 1999).

01. 06. 1966 Geburt von Tochter Doris aus der Ehe mit dem Konzertpianisten Alfred Brendel, Scheidung.

Konzertreisen mit dem Wiener Kammerchor und dem Akademie Kammerchor durch Europa und USA.

Am 1. Juni 1966 ist



DORIS SUSANNA
eingetroffen.

Sie hat * grosse Augen
- lange Finger -
und läst schön grinsen.

*
Iris Alfred Brendel
A 1030 Wien 3
Ungar. 11/11

höheren Stromtarif bezahlen. Der tiefe Brand ist vielleicht weniger edel als der höhere, ermöglicht aber eine größere Farbskala bei Glasuren. Und wie Sie sehen werden, mag ich's oft bunt.

Sie werden auch bemerken, dass sich abgesehen vom „Brennen an sich“ – und vom Brennen der Schamottkörnerln unter den Fingernägeln – meine Einstellung zu den „brennenden Themen unserer Zeit“ in Grenzen hält: Bei mir gibt's keine „Hocker für den Frieden“, keine „Vasen für kultische Handlungen“, sonst würde meine „Weinende“ wohl „Frauensicksal“ und die „Frau auf der Wiese“ „der letzte Grashalm“ heißen.

Was Nicht-Keramiker oft nicht wissen: Die Farbe eines Tones im Naturzustand oder jene einer Glasur hat fast nie etwas damit zu tun, wie die Dinge nach dem Brennen aussehen. Grauer Ton kann rot, bläulicher weiß, weißer gelblich werden. Ich verwende meist rot-brennende Tone, glatt oder schamottiert. Letzteres ergibt größere Resistenz und raue Oberflächen.

Jeder Ton, der trocknet oder durchs Feuer geht, wird kleiner, er „schwindet“. Je nach Ton schwankt dieses Kleinerwerden zwischen wenigen und 20 Prozent. Letzteres ist immer wieder überraschend, da man beim Arbeiten den enormen Größenverlust einkalkulieren muss. Im Brand geht die Verkleinerung ruckweise vor sich. Es gibt immer wieder kritische Temperatursprünge. Feuchtigkeit und Luftblasen sind natürliche „Nemesisse“ jedes Brennens, wie es mir unlängst wieder evident wurde, als die Ohren meines ersten „Dr. Freud“, hinter denen es offensichtlich noch nicht ganz trocken war, unheilsäend durch den Brennofen flogen.“

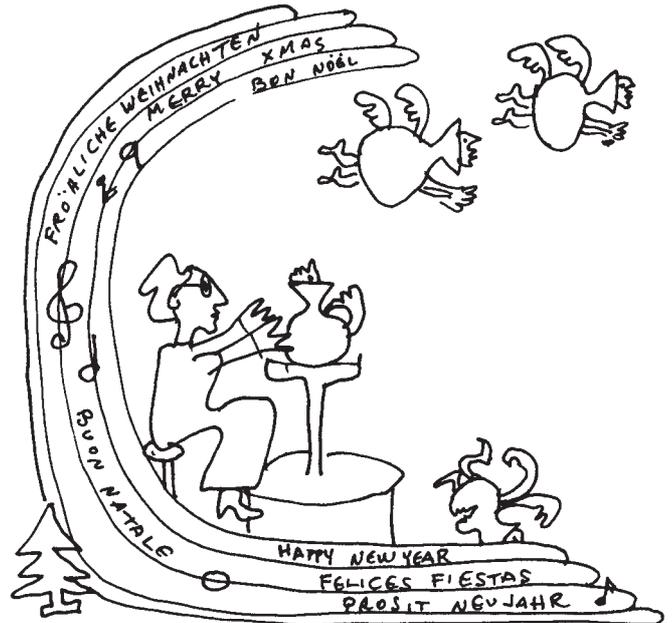
Durch die pragmatischen Lehrsätze zur Keramikktechnik klingen immer wieder Fragen des eigenen Standortes durch, inwieweit sind die Kunstwerke selbständige, zweckfreie Plastik oder zweckgebundenes Gebrauchsgut.

Sie schreibt in der Einführung zur Ausstellung 2002:

„In den 50er- und 60er-Jahren war der Zweck noch eine moralische Instanz im Oeuvre der Keramiker, obwohl zur selben Zeit die große Maria Bilger keramische Skulpturen geschaffen hatte, die sie als eine Art österreichischen Picasso qualifizierten... Es gab und gibt in Österreich großartige Keramiker... Sicherlich ist es eine Kunstsparte, in der Frauen ungewöhnlich stark reussieren (Lebensläufe S. 14). Die Keramik sollte vor allem funktionell sein. Durch die Modefragen sind Veränderungen eingetreten, nach denen das ursprüngliche Verhältnis von Form und Zweck nicht mehr stimmig ist...“ Die Keramik herrscht noch unangefochten in den Badezimmern: Klos und Badewannen aus Ton sind kaum vor anderen Materialien zurückgewichen. Und die Keramik mit

künstlerischem Anspruch? ... Das Fach „Keramik“ soll demnächst an der Hochschule für Angewandte Kunst gestrichen und vom „Design“ ersetzt werden. Es scheint fast, als ob der Zweck in der exklusiveren angewandten Kunst – einst ihre „Moral“: „Was wie eine Kanne aussieht, möge wie eine Kanne funktionieren“ – weitgehend ignoriert wird. Kannen-Skulpturen werden für die Vitrine, nicht für den Gebrauch gefertigt, zum „Objekt“ degradiert oder aufgewertet (wie man es eben nimmt): ist das Objekt ja Skulptur, ergo wertfrei. Zugleich werden Objekte, um sie marktfähig zu machen, mit allerlei ideologischem Ballast garniert – als ob „politische Korrektheit(?)“ mit Talent irgend etwas zu tun hätte.

Jeder, der sich mit den Elaboraten seiner Kunst der Öffentlichkeit präsentiert, bildet sich ein, einen Platz an der Sonne zu verdienen. Ich bin darin keine Ausnahme. Mögen ihre Strahlen mir gnädig sein!“ (Lebensläufe S. 14).



„Aber letztlich gibt es nur Eines was wichtig ist: Talent. Die Nachhaltigkeit einer Richtung wird durch das Talent jener, die sie einschlagen, bestimmt, nicht durch die Richtung selbst. Und wir stehen alle, ob fortschrittlich oder traditionell, im Griff einer Macht, die uns ihren Stempel aufdrückt, ob wir mit ihr zu gehen glauben oder nicht: die Zeit, in der wir wirken. Sie prägt alles, was wir sind und machen ... Ihr Griff scheint immer mächtiger zu werden, je tiefer er zur Vergangenheit wird, und dort wo sie am stärksten nagt, verblassen die Dinge, die in ihr entstanden sind.“ (Einführung zur Ausstellung 2002)



Der Beginn des Schaffens von Iris Brendel in den 60er und 70er Jahren folgt ganz der Vorliebe für archaische Formen, großformatige Vasen in klassischer Prägung (Abb. 1, 2, 3, 5, 6, 7) sind das Hauptthema, wobei sie stets – wie in allen ihren Werken – bemüht ist, „dem prothaischen Material Ton“, das leicht dazu gebracht werden kann wie Papiermaché, wie Holz, Stein oder unter Umständen wie Metall auszusehen, seinen spezifischen Charakter zu erhalten“ (Keramik, S. 35). Mit dem „Chor“ von 1968 (Abb. 4) haben wir die früheste erhaltene Datierung. Das weist darauf hin, dass I. Brendel von Anfang an das Thema „Ton als Wandbild“ stark beschäftigt hat.

Mit dem Einleben im zweiten Atelier in der Beatrixgasse, das Iris nun nicht mehr mit anderen teilen muß, findet sie allmählich zu weniger dramatischen Formen und Aussagen: es entstehen entzückende kleinformatige Tierdarstellungen (Abb. 43-48, 52) und großformatige, hauptsächlich Pferde und phantastische Einhörner (Abb. 59, datiert 1985). Wie eine Persiflage der allgemeinen, von ihr so sehr belächelten aber auch gleichzeitig stark kritisierten, Meinung, dass Keramik auch praktisch nutzbar zu sein habe, schafft Iris „Kochkunst“ – kunstvolle Römertöpfe und Deckeldosen, alle für sich mit einer anderen, humoristischen Aussage versehen. Diese Stücke markieren schon den Beginn der 80er Jahre (Abb. 8-14, 51, 53). Angeregt durch zahlreiche Reisen in die ganze Welt entstehen nun Traumgebilde in Ton gefasst und mit zartesten Farben lasiert: Gartenobjekte, Wüstenschlösser, Klostergärten, Landschaftsbilder von den Alpen im Schnee oder Flussläufen in großen Ebenen, Meereswellen, Nillandschaften, Jungbrunnen als Wunsch nach paradiesischer Jugend, viele von ihnen bezeichnet als „Ferienobjekte“ (Abb. 15-24). Aber es entsteht auch ganz Verinnerlichtes wie ein „Besinnlicher Garten“. Die meisten dieser Objekte sind als Wandbilder konzipiert; eine Ausstellung im Jahr 1985 faßt den größten Teil dieses Œuvres zusammen. Mit der Darstellung von Figurengruppen auf Wandbildern wie „Sultan und Harem in Loge“ (Abb. 54) greift Iris noch 1997 in der Spätphase auf die bereits 1968 aufgezeigte Thematik zurück.

In die 80er Jahre gehören die Kerzen tragenden, kleinen Weihnachtsengel, die so monumental wirken (Abb. 39, 40) und die entzückenden Krippen (Abb. 41, 42) wie auch die Kleinplastiken von Musikern und Dirigenten, die mit ihren unverwechselbaren Bewegungen wie der abgebildete „Pianist der leichteren Muse“ (Abb. 55) vom unergründlichen Humor und der Musikliebe der Künstlerin sprechen.

Bei einigen Stücken werden Tiere, Bäume und Menschen teilweise aus der obersten Tonschicht herausgeschnitten, sodass ihre Erscheinung scherenschnittartig wirkt (Abb. 19, 25-28, 33, 34, 36). Bei dieser Technik geht es der Künstlerin nicht nur um die durch die Töpferscheibe vorgegebene Spannung, sondern um das Erfassen der Leere bei dünnwandigen Objekten und der Versinnbildlichung der Beziehung mehrerer paralleler Wände untereinander wie in ihren Pokalen (Abb. 27), Vasen (Abb. 25), Tellern (Abb. 26), Hockern (Abb. 33, 34) und besonders in den „Gefängnissen“ (Abb. 28). Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre erreicht diese Darstellung in mehrschichtigen Oberflächen absolute Vollendung, das Erforschen der Technik mehrwandiger Objekte findet seinen Abschluß.

In jeder Schaffensepoche finden sich Anklänge an ihre schon früh definierten Idealbilder, die Gefäße der Perser, Indianer, Chinesen, Mayas. Hierbei handelt es sich aber niemals um das Kopieren einer Kunstrichtung oder die Übernahme und Umgestaltung eines fremden Kunstwillens, um damit einen eigenen Stil zu bilden. Die Vasen der ersten Periode (Abb. 1-3, 5-7) lassen mit ihren strengen Formen nur die Antike dahinter spüren, die Objekte selbst sind unverwechselbar: Iris Brendel. So zeigt auch der kleine Topf in Tierform (Abb. 50) unbedingt mittelamerikanische Züge, ist aber nicht mit der Kunst der Mayas zu verwechseln. Ebenso läßt die Gestaltung der Ringhand (Abb. 49) auf Picasso verweisen (W. Spies, Pablo Picasso. Das plastische Werk. Berlin 1983, Abb.

223), wie viele kleinere Details auch. Aber es ist wohl generell mehr der Umgang mit dem Grotesken an sich, ihm auch an ernsteren Objekten seinen Platz einzuräumen oder etwas dadurch Ausdruck zu verleihen, was einen Brückenschlag zu Picasso zulässt. Ebenso sei dahingestellt, ob das Werk Picassos direkt Einfluß ausübte, oder ob die Berührung mit der Kunst Picassos durch die Keramiken von Maria Bilger erfolgte, die Iris Brendel als „Österreichischen Picasso“ hochschätzte.

In diesen Bereich der Umformung klassischer Formen, die durch einen Hauch von Groteske und Sarkasmus einer völlig neuen Sinnggebung zugeführt werden, gehören auch ein großer Teil der „Jungbrunnen“ und „Klostergärten“. Hier werden – besonders in Abb. 15 – große architektonische Formen von Mayapalästen und Kultbauten auf winzige Ausmaße zurückgeführt, der dramatische Aufbau einer Kultanlage wird zu einem kleinen Wandschmuck, der dann auch noch den Titel „Jungbrunnen für eine Person“ erhält. Diese Diskrepanz von großen Formen, Rückführung in eine kleinere Welt mit künstlerischer Perfektion, gewürzt mit Humor und einer kleinen Prise Sarkasmus macht die Kunst der Iris Brendel aus. So schafft sie in ihrer schier unerschöpflichen Kreativität aus der Dualität der verschiedenen Sehweisen Vasen, die eigentlich Kunstwerke sind, Tiere, die eher als Karikatur ihrer selbst verstanden werden dürfen, mittelamerikanische Kultbauten, die zu Jungbrunnen mutieren, Köpfe, die keine Porträts sein sollen, aber doch in ihrer Skurrilität unbedingt Wesensmerkmale der Dargestellten versinnbildlichen.

An den Werken ist immer wieder der Konflikt der Künstlerin ablesbar, ob sie sich als Bildhauerin engagieren oder als Keramikerin verstehen soll, deren Objekte als „angewandte Kunst“ einen Zweck zu erfüllen haben.

So kommt es in allen Schaffensperioden zur Auseinandersetzung mit dem Thema „Skulpturen-Vasen“, bei der es Iris Brendel immer wieder gelingt, das Objekt über seinen Zweck als Vase hinaus zum Kunstobjekt zu erheben (Abb. 29-32, 35, 58, Vorder- und Rückseite des Umschlags).

Die Vase mit der Maske und den großen Ohren (Abb. 29, 30), die erstaunlicherweise eine Form in quadratischen Maßen hat, zeigt einerseits Anklänge an Köpfe und Gefäße in der mittelamerikanischen Kunst, andererseits läßt sie an die Blechplastik eines Frauenkopfes von Picasso denken (Spies, Abb. 637), der auf rundem Sockel stehend mit magischem Blick dem Betrachter zugewendet ist. Wird die Vase zur Dekoration mit Blumen geschmückt, verliert sie geringfügig das Erscheinungsbild einer dämonischen Figur. Bei dieser Vase ist wie bei dem Objekt mit negroiden Zügen auf der Rückseite des Umschlags die völlige Verschmelzung von Kunstobjekt und angewandter Kunst – einer Vase eben –, gelungen.

Die Vase mit dunkler Glasur und beige-braunen Gesichtszügen (Abb. 35) – in den Maßen fast ident mit der Vase mit baumreicher Landschaft (Abb. 25) – ist nur durch die obere Öffnung als Gebrauchsobjekt auszumachen, mit Blumendekoration ist sie nicht vorstellbar. Das durch alle Schichten durchgeführte Loch – bei der Vase mit baumreicher Landschaft als Sonne zu interpretieren (Abb. 25) – wird bei Abb. 35 zum magischen Auge einer dämonischen Maske, vergleichbar jenen in der Kunst der Naturvölker oder bei den Perchten. Eine beeindruckende Sammlung der Künstlerin von Masken aus aller Welt sprach für eine immer wiederkehrende Beschäftigung mit diesem Thema.

Ende der 80er Jahre kommt es zur Arbeit an ihren „Köpfen“, eine erste Ausstellung erfolgt 1991. Iris schafft „Köpfe“ von Politikern, Künstlern, Wissenschaftlern und hauptsächlich von Musikern, wodurch sie immer wieder ihre Liebe zur Musik manifestiert. Fast alle in der ersten Phase von 1990-1992 entstandenen Plastiken, die zunächst eher karikaturhafte Züge tragen, erfahren eine zweite Bearbeitung von 1992 bis zur Mitte der 90er Jahre. Sie bezeichnet ihre Plastiken meist einfach als „Köpfe“, sarkastisch als „Großkopferte“ –

wie im Titel zur ersten Ausstellung der Objekte im AKH 1991 – selten als keramische Porträts. Stellt Iris oft in Frage, ob an einem Abbild Charakterzüge und Wesensmerkmale sichtbar gemacht werden können, so sprechen die Objekte eindeutig eine andere Sprache. Die „Köpfe“ der zweiten Periode tragen individuelle Züge, sie reifen zum Porträt, von denen das Porträt des Musikers und Dirigenten Sándor Végh – das hier leider nicht abgebildet werden konnte – wohl zu den treffendsten gehört. Aber auch bei den hier abgebildeten „Köpfen“ (Abb. 60-64) besteht kein Zweifel über die Identität von Arnold Schönberg (Abb. 60), Sigmund Freud (Abb. 61), Giovanni Battista Lully (Abb. 62), Albert Einstein (Abb. 63) oder Richard Wagner (Abb. 64).

Die Frauenköpfe geben ein deutliches Zeugnis dafür, dass ihr Einfühlungsvermögen hier noch stärker und treffender ist. Trägt die Büste „der Callas“ (Abb. 66) mit ihrem magischen Blick noch eher sarkastische Züge, so ist diejenige der Virginia Woolf II von 1994/95 (Abb. 65) voll von dramatischen Effekten. Die Mehrschichtigkeit von Plastiken wie „Der Kraftprotz“ von 1992 (Abb. 37) und „Mutter und Kind“ (Abb. 38) und diejenige der Köpfe mit den geöffneten Stirn-, Nasen- oder Backenpartien zeigt eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen Plastik, die auch schon Picasso beschäftigte und faszinierte.

Daß Iris Brendel auch in der Spätphase ihres Schaffens immer wieder von Problemen ihrer zweiten Heimat Argentinien eingenommen wird, zeigt das unvergleichliche Porträt von Evita Peron (Abb. 69, in unglasiertem Zustand Abb. 70), dessen Ernst in der Aussage dem Überschwang und der Leichtigkeit südamerikanischen Lebens im Bild der Künstlerin Graciela Borges (Abb. 68, in unglasiertem Zustand Abb. 67) gegenübergestellt wird. Die kleine Plastik der Evita (Abb. 72) wirkt wie eine Persiflage des dramatischen Ausdrucks im großen Porträt.

Mitte der 90er Jahre erwächst aus der Beschäftigung mit den Porträtköpfen das neue Thema; Charakterkopf als Gebrauchs- und Dekorationsobjekt, das hier in seiner Vollendung am Beispiel des Objektes mit negroiden Zügen – auf der Standfläche signiert und datiert 1996 – mit und ohne Dekoration gezeigt wird auf der Rückseite des Umschlags. Die beiden Töpfe in Kopfform mit negroiden Zügen (Abb. 56, 57) bilden mit ihrer Entstehung 1998 die letzten Beispiele dieses Genre.

Im Dezember 1999 schreibt Iris in einem Neujahrsgruß an einen Freund: „Mein Jahr war weithin verloren, keine kerami-

schen Arbeiten.... Totale Passivität ... Hoffentlich beflügelt mich das Jahr 2000“. Die Krankheit hat von ihr Besitz ergriffen und raubt ihre Schaffenskraft, die Stimme versagt zum Singen und das Buch des außergewöhnlichen Lebens bleibt ungeschrieben bis auf die ersten Seiten. Erschienen auf den ersten Blick die Neujahrsgrüße eher als schlicht gezeichnete Comicstrips, erschließen sie sich bei näherer Betrachtung als sarkastisch gegebene Kompendien ihrer Jahreserlebnisse mit unerbittlicher Ehrlichkeit bis zur Selbstverletzung hin. Besonders in den letzten Jahren zeigen die Grüsse zunächst Hoffnung auf Besserung der Gesundheit im kommenden Jahr, dann aber ein heroisches Abfinden mit dem Schicksal, dessen Tragik sie immer zu überspielen versucht. Das besonders Trostlose erklären dabei die Gestalten von Drolerien wie Gartenzwerge und Putti, was den Sarkasmus noch erhöht.

Scurrilität hat viele Ausdrucksformen, die märchenhafte des phantastischen Realismus, die mythologisch verbrämte um nur einige Erscheinungsformen zu nennen. Iris bezieht die Scurrilität auf das Leben selbst, auf die Realität, und das verleiht ihren Werken die besondere Eindringlichkeit. Ihre Lebensaufgabe bestehe darin, unter jenen zu sein, die der Keramik in Österreich zu neuen Ehren verhelfen, also der Keramik den ihr gebührenden Platz in der Kunst zu verschaffen, antwortete Iris Brendel 1999 auf die Frage nach ihrer Aufgabe. Niemals angepasst an einen Trend schaffte sie stets individuelle Lösungen für Form und Inhalt, „die aus der individuellen und sozialen Bedingtheit in einen anderen Bewusstseinsbereich hinüberweisen“. So formulierte Franz Xaver Schmid sein Projekt zur Jahrtausendwende, eine Aussage, wie für das Schaffen der Iris Brendel geprägt.

Es bleiben das große – leider schon gleich nach ihrem Tod in alle Winde zerstreute – Œuvre, einige prägnante Sätze der Künstlerin zu ihren Arbeiten und über ihr Kunstverständnis, und die Erinnerung an den liebenswürdigen, interessanten Menschen Iris Brendel, der in seiner Kunst auch eine Möglichkeit sah, die Diskrepanz zu überbrücken zwischen seiner kosmopolitischen Lebenssicht und der Enge der neuen Heimat. Jedes Gespräch mit ihr glich einem Feuerwerk, sogar die letzte, lange Unterhaltung. Zu Silvester saßen wir abends an ihrem Krankenbett und blickten aus dem 15. Stock des Krankenhauses weit über Wien. Bei ihren von Einfällen und Erlebnissen sprühenden Erzählungen betrachteten wir das Feuerwerk, das in ein Neues Jahr hinüberleitete, das uns schon bald den Abschied von Iris bringen sollte.

Heide und Helmut Buschhausen



Iris Brendel
Ereignisse aus meinem Leben
Wien im Juni 1999

Das Manuskript wurde durch Doris Brendel, London, bereitgestellt. [] = Ergänzungen

Ich war ein teures, ein sehr teures Kind, als ich im November 1929 in Berlin zur Welt kam – in einem Krisenjahr voll Arbeitslosigkeit und früher Kälte, welche halbtote Vögel zu Hunderten in die Häuser trieb. Das vom „teuren“ Kind behauptete die Mutter, sehr zum Gram meines älteren Bruders: mit 8 1/2 versteht man noch keine Zweideutigkeiten. Eine Freundin der Mutter, die Schauspielerin Lisl Neumann – später Viertel – hatte ihr zum Geburtstag Kabarett vorgespielt, und sie so zum Lachen gebracht, dass ich zwei Tage später als Frühgeburt zur Welt kam. Es kostete Unsummen, mich am Leben zu erhalten! Der Arzt war einer der 3 berühmten Brüder Zondek, die im Normaltempo alle Wörter von hinten nach vorn zu sprechen wussten: eine eigene Geheimsprache! Aber die Mutter konnte sich den Zondek-Bruder leisten – ich war damals die bis dato kleinste Frühgeburt, die man lebend mit Forceps extrahierte -, denn sie war reich, in einem Meer von Armut. Ihr bereits verstorbener Vater [Dr.h.c. Hermann Weil (1868-1927)], ein jüdischer Bauernsohn (ja auch Juden durften Landwirtschaft betreiben, so der zuständige Bischof es zuließ), – in Schweinsfurt an der Ensenzt, Kreis Wimpfen, Bezirk Baden, hatte in Argentinien ein Getreideimperium [mit 60 eigenen Schiffen] gegründet, das sich nach seinem Tod bald auflöste. [Er heiratete Rosa, die Tochter seines Chefs, die 1913 an Krebs verstarb und hatte zwei Kinder, Felix José (1898-1975) und Anita Alicia (1901-1951). Aus gesundheitlichen Gründen kehrte Hermann Weil 1907 aus Argentinien nach Deutschland zurück, er war während des I. Weltkrieges Berater Kaiser Wilhelms II. Er versuchte vergeblich, in der Nähe seiner Eltern auf dem jüdischen Friedhof von Sinsheim-Steinsfurt beigesetzt zu werden, und errichtete deshalb in Waibstadt ein am 5. 9. 1927 eingeweihtes Mausoleum nach dem Vorbild des Salomonischen Tempels für seine Urne, die seiner Gattin Rosa und diejenige von Pflegerin Steffi Krauth. Das Monument wurde am 10. 11. 1938 geschändet; 1965 von der Stadt Waibstadt den Erben abgekauft und steht nun in deren Pflanze.]

Ihr und ihres Bruders Felix Herzen schlugen damals modisch links. Während Onkel Felix in Frankfurt ein Institut für Soziale Studien gründete und ab 1923 als „Frankfurter Schule“ finanzierte, stillte meine Mutter ihre Schuldgefühle ihrem Vermögen gegenüber, indem sie möglichst habgierige Männer heiratete, die sie nach und nach von ihrer Last befreiten. Allerdings war ihr erster Mann [namens Krüller] kein Vermögensjäger, sondern Bergbauingenieur, Kommunist, und 20 Jahre älter als sie: als 17-jährige rannte sie mit ihm davon, mit 18 gebar sie 1919 meinen Bruder „Fisch“. Der kranke Großvater war bestürzt: „Meine Tochter ist mit einem Kommunisten durchgebrannt, was soll ich tun?“ fragte er einen Vertrauten. „Schenk ihm 100. 000 Mark, dann ist er kein Kommunist mehr“, antwortete der kluge Mann. Gesagt, getan. Als bald erschien der Beschenkte in der Kanzlei des Vertrauten, zwecks Anlage des Geldes. Die Mutter hatte ihren Mann schon mit 14 Jahren [1915] kennen gelernt, als ihr kaisertreuer Vater sein Bonner Haus als Lazarett der Regierung zur Verfügung stellte. Damals wimmelte es von Ärzten, Verwundeten, Ulahnen in Prachtuniformen – einer von ihnen lehrte die Mutter auf Kommando rülpfen – etc. Ihr erster Mann saß damals im Rollstuhl, hatte Malaria, kam aus Russland. Sie lernte auch ihre zukünftigen Männer Nr. 2 und 3 kennen, in Form meines späteren Vaters, der sich als Funktionär der Kommunistischen Partei ausgab und fleißig der idealistischen Geschwister Taschengeld einsammelte.

Die Großmutter war gestorben als meine Mutter 7 war, der Großvater war gelähmt, fuhr von Bad zu Bad und sollte bald

[3. 10. 1927] in geistiger Umnachtung sterben: Syphilis war damals noch nicht heilbar. Die Mutter war de facto ein Produkt freier Erziehung: Sie war rebellisch und intelligent, aber ihre spätere Anbetung irrationalster, nackter Gewalt, hat mich besonders unempfänglich gemacht für „progressive“ Erziehungsmethoden.

Ich weiß nicht, wann sich die Mutter dann in meinen Vater verliebte, sehr zum Gram von Nr. 1, der tröstete sich als bald, heiratete wieder und baute ein Haus mit einem runden Zimmer, das nicht und nicht rund werden wollte. Im Krieg verschwand er von der Bildfläche, um doch vom Roten Kreuz in Westfalen aufgespürt zu werden, mit neuer Frau, weißem Bart und streng nationalsozialistischen Prinzipien. Als mein semitisch aussehender Bruder ihn aufsuchte, gefiel er sich im Brustton der Überzeugung gar manches über „Rassenreinheit“ zu faseln, was mein Bruder, der vom Maschinenbau zur Landwirtschaft übergewechselt war, mit so mancher Schnurre aus seiner Rinderzuchterfahrung konterte.

Meine Mutter ließ sich [durch den Architekten Zucker, dessen Gattin Rose Walter hieß] ein Haus in Berlin-Wilmersdorf bauen. Sie und mein Vater kannten Gott und die Welt, und hielten rauschende Feste: der Philosoph Scheeler, Brecht, Brechts spätere Frau Helene Weigel, eine Schulfreundin Zuckmeiers. Es war ein Kleid der Mutter, das Anita Zuckmeier zur Premiere des „Fröhlichen Weinbergs“ trug. Das Budapest-Quartett übte im Wintergarten. Dutzende angehende Künstler lebten auf Kosten der Mutter: es machte nur 1 Dollar in der Woche aus! Mein splendider Vater – später nannte ihn die Mutter nur noch „den Goldfasan“ – hatte viele, viele Affären, die von Allen außer von der Mutter bestaunt und kommentiert wurden. Als sie endlich dahinter kam, ließ sie sich scheiden, heiratete ihn aber wieder, angeblich weil ich auf dem Weg war... Als ich seine Todesdokumente bekam, sah ich, dass es nicht stimmte, wer auch immer auf dem Weg war, ich war's nicht.

Meine spätere Gouvernante Gegga kam als 16jährige aus Schlesien nach Berlin. Sie hatte 1918 die berühmte [spanische] Grippe gehabt, die Haare waren ihr ausgefallen und ihre Augen wurden schwach. Die Haare wuchsen nach, aber die Augen brauchten eine starke Brille, was damals verpönt war und als berufschancenmindernd galt. Sie lernte den Haushalt führen von einer verarmten Weißrussin, die nach und nach ihr Silber verscherbeln musste. Ein leeres Gästezimmer wurde vermietet an einen stattlichen Herrn, der offensichtlich ein Künstler war, und an einem WERK schrieb. Er schien zwar nur selten zu schreiben, aber nach und nach füllte sich das Zimmer mit kostbaren Antiquitäten, und es gab jede Menge Damenbesuch. Er wurde mein Vater.

(ERINNERUNGEN: Väterchen, silberhaarig, der ein Handtuch über mich wirft und fragt: „Ist das ein Elefantchen?“. Eine Schwester Lisa in strenger Tracht, ein „Kilian“ mit gestreifter Schürze. Robert, die Käthe-Kruse Puppe. Ich hasse weibliche Puppen, und jeden der es wagt, mir so was zu schenken. Otto der Chauffeur, der mich herumträgt, zu allen Zeiten im Auto transportiert, Gärten gießt, Autos repariert... Wiesen voller Blumen am Grundlsee, roter Mohn im Pariser Park, roter Hummer bei Prunier, Enzian auf Ehrwald, kleine Krokusse aus dem Schnee blickend, am Arlberg... Ein geliebter Pelzmantel mit weißen Löckchen, kurvige Straßen auf Berge, im Nobelhotel dann in der Drehtüre, das große Speiben... Schneeflocken, Eiszapfen, riesiger Kamin in Sestriere, Züge, Tunnels, 4 Geiger im gründerdurchfluteten Raum, eine der Geigen reicht bis zum Boden... Grüner Bodenbelag in London, orangefarbene Korridore im Alvear Hotel... Riesige, schreckliche, schwarz-fauchende Lokomotiven. Die Mutter, die behauptet: „Iris friert nie. Iris fürchtet sich nie... Prinzessin auf der Erbse“).

Ein alter Frankfurter Geschäftsmann, zeitweise Kompagnon des Großvaters, hatte ihn dereinst in Frankfurt kennengelernt:

„Er hatte so eine schwarze Tolle, und alle 14-jährigen waren verrückt nach ihm!“. Irgendwann muß er zur See gegangen sein: mein Onkel behauptete sogar, sein Kapitänspatent gesehen zu haben: Er war tätowiert und konnte steppen. Ich wäre nicht erstaunt, wenn er als Ober auf einem Luxusdampfer die „Dolce Vita“ kennen gelernt hätte. Er war ein begabter Amateurgraphologe. Er hatte sich als „Mexikanischer Filmstar“ ausgegeben und einige Filme gespielt, auch einen mit Pola Negri. Als meine Mutter heiratete, legalisierte er einen spanisch klingenden Künstlernamen: Fedor Phillip Gonzala (Phillip ist vermutlich echt). Seine zahllosen Verehrerinnen glaubten in ihm einen ganz berühmten anonymen Schriftsteller vor sich zu haben, Jack London oder Bruno Traven, einen mit sozialem Gewissen und Linksdrall. Der Name Gonzala existierte meines Wissens nur in der Operette „Maske in Blau“, wo er sich besser mit Südamerika reimt, als Gonzaga oder Gonzales... aber er sprach kein Spanisch, und die Mutter damals auch nicht... (Der idiotische Name schließt auf jeden Fall aus, dass er Traven war, der nach Jahren in Mexiko sehr gut Spanisch sprach). Er liebte klassische Musik und alte Möbel. Er zog in die Schweiz, als Hitler kam, dort hätte er nicht einmal arbeiten dürfen, wenn er es gewollt hätte: Doch bekam er nach der zweiten Scheidung von der Mutter ein fürstliches Monatsgeld: Aber nicht lange, denn die 1933 nach Buenos Aires ausgewanderte Mutter hatte inzwischen Mann Nr. 4, einen drüben geborenen, entfernten Verwandten geheiratet und das Vermögen mit Stumpf und Stiel ihm überschrieben, so musste mein Vater weiterhin so tun, als schiebe er, und von Frauen leben. Er machte auch Erfindungen und es gelang ihm fast, sie der Regierung zu verkaufen. Er setzte noch mindestens ein Kind in die Welt, so hatte ich das Vergnügen, mit 43 ein 27-jähriges Brüderchen zu bekommen, das ist jetzt über 50, lebt in Israel und ist Schlagzeuger und ein glänzender Graphiker.

Ich sah meinen Vater, den Hochstapler, zum letzten Mal, als ich drei Jahre alt war, in einem Hotel mit vielen bunten Glühbirnen. Ich liebte ihn über alles, ganz habe ich die Trennung nie überwunden.

Als nun mein Vater ins graue Haus der Mutter zog, bekam die junge Gertrud Fix [Gegga] – trotz ihrer Brille –, ein Pöstchen daselbst, um das sie alle beneideten. Sie aber haßte das Haus und die vielen seltsamen Gestalten, die auf den Stiegen herumknutschten. Mein Bruder war damals fünf und mit ihm wohnte ein ihm sehr ähnliches Kind, auch mit blonden Ponys, der Wowa Bronsky. Dessen Mutter, Gattin eines russischen Revolutionärs der ersten Stunde, hatte versucht, meiner Mutter einen Pelz zu verkaufen, statt dessen durfte sie ihren Sohn für vier oder fünf Jahre deponieren. So genoß Wowa dieselbe Erziehung wie der Fisch, sie fuhren zu denselben Nobelressorts zum Skilaufen, wohnten in denselben Prunkhotels, gingen in dieselbe Schule. In den Kopf gebissen von Falko, dem schwarzen Schäferhund, als die Buben versuchten, ihn ins Wigwam zu zeren, wurde nur Wowa, und als Fisch versehentlich die Vorhänge des Kinderzimmers in Brand setzte, bekam er die Ohrfeige, die aber saß. Wenn Fremde die Kinder fragten, was sie gerne äßen, schrien die Buben „Kaviar“, denn den brachte Vater Bronsky manchmal aus Russland mit.

Als Wowa etwa zehn war, holte ihn die Mutter ab – ihr Mann war inzwischen von Stalin eliminiert worden – und die beiden zogen über Schweden ins gelobte Russische Land [1935-1945]. Der sprachkundige Bub wurde in den besten Staatsschulen erzogen, die Mutter landete im Kittchen, als sie sich bei einem Spitzel über bestimmte Unzulänglichkeiten beklagte. Wowa gehörte alsbald zur jungen politischen Elite und wurde nach dem Sieg über Hitler [1950] ins zerbombte Berlin geschickt, um im Namen Russlands Deutschland zu regieren. Mit der Zeit begann er an Gott zu glauben und an Tito. Er floh nach Jugoslawien [März 1949 bis November 1950] und schrieb das bahnbrechende Buch „Die Revolution

entläßt ihre Kinder“. Mit 30 – aussehend wie ein 19-jähriger Student – lebte er im Westen und war weltberühmt: Wolfgang Leonhardt.

Ich lernte ihn 1952 in Zürich kennen, als meine Mutter in einem Schweizer Sanatorium ihrer zerrütteten Nerven Herr zu werden versuchte. Gegga und Fisch waren auch dort wenige Monate später. Zurück in Buenos Aires, nahm sie sich das Leben...

Wir fuhren zweimal nach Argentinien, auf der Cap Arcona; Maccaroni-Röckchen, fliegende Fische. Dazwischen, ein halbes Jahr London: Gelber Krokus im Hyde Park, „Walls ice is nice“, Bonbons, die nach Seife schmecken...

1934 bleiben wir: ich, die Mutter, Gegga und Otto, drüben. Fisch bleibt in England, er besucht die Nobelschule Harrow...

Wir wohnen in Argentinien im Hotel Alvear. Eine Freundin der Mutter – sie sieht aus wie ein Kamel – hat etwas für mich. Es wird doch keine Puppe sein? Zum Glück ist es keine sondern ihre Tochter Eva. Große Erleichterung: Eva wird mein kostbarster Besitz: Wir sind beide vier und werden von Mr. Pelic, dem Hotelverwalter, zu Erdbeeren mit Rahm eingeladen. Die Mutter und der spätere Stiefvater organisieren rauschende Kinderfeste im Hotel, um die Hautevolée anzulocken. Er schenkt mir ein ganzes Bündel Luftballons. Einer ist weiß: Ich habe so einen noch nie gesehen! Der Ober bittet um einen Ballon, ich bilde mir ein, er will den Weißen, und lehne ab. Noch heute tut es mir leid...

Wir ziehen in ein Hochhaus in Bahnhofsnähe: Appartement mit Balkon. Viele Zimmer, viel Personal. Die Balkon-Jalousie ist sehr schwer und köpft die Schildkröte, die gerade noch Erdbeereis konsumiert hat. Wir bekommen einen Skye-Terrier mit langem Grauhaar und Mittelscheitel, ein Griesgram, der viel kläfft und alle Scotch-Terrier haßt. (Der Hund als Rassisi.) Ich teile mit Gegga das Schlafzimmer und habe ein grünes Spiegelzimmer. Dann wird nebenan ein Hochhaus gebaut, anstatt auf den Park, schauen wir jetzt in einen Schacht. Gegga ertränkt Wanzen im Lavoir, („Sag nix“). Die Bettgestelle werden mit Petroleum ausgeputzt. Im Schacht verfangen sich die Bahnhofsgerausche. Auch Eva wohnt jetzt in einer Wohnung, auf der abschüssigen Straße zum Bahnhof. Hügel in Bs. As. sind selten, alles ist flach wie ein Brett. Der Park hinter ihrer Straße ist auch hügelig, da steht die bronzene Reiterstatue des argentinischen Heros, San Martin. Er hat nicht nur Argentinien von der spanischen Herrschaft befreit, sondern auch Chile und Peru. Seltsamerweise weiß man in Chile und vielleicht auch in Peru gar nichts davon: Der Stiefvater, der Arzt und Apotheker ist, hat seine Ordination im höchsten Hochhaus, oberhalb des Monuments. Er ist klein, mit Augen wie Spiegeleier und einem mißgestalteten Zeigefinger. Er kommt aus Bahia-Blanca und hat in Berlin unter Sauerbruch studiert. Seine Sprechstimme ist tenoral und sitzt so gut, dass er Stunde um Stunde brüllen kann, ohne zu ermüden! Für ihn sind alle anderen Leute Diebe, Verbrecher, Deserteure, Idioten. Er läßt sich seine Operationen von einem ungarischen Emigranten, Heltai, machen, der darf offiziell gar nicht arbeiten, denn er müste alle Studien auf Spanisch wiederholen und Prüfungen ablegen, „Er ist nur ein Fleischhauer“, sagt der Stiefvater. Heltai spielt auch Klavier, süßlich, mit vielen Noten, wie später in Wien der Sandauer, „Das ist sehr leicht“, behauptet die Mutter. Der Stiefvater kümmert sich um meine vielen Krankheiten. Nach einer Serie schmerzhafter Kalziumspritzen werde ich robuster. Der Stiefvater hat einige Patentrezepte: er behandelt alles mit Rizinusöl und setzt einen auf Orangensaftdiät. Auf das Öl wird mir übel, vom Saft bekomme ich jedes Mal Ausschlag. Bei schlimmeren Erkrankungen brüllt er so lange, bis man behauptet, keine Schmerzen mehr zu haben. Wenn man einen Unfall hat, brüllt er, bis man sich aufsetzt. Wenn die Schmerzen nicht nachlassen, mag es sein, dass er nach zehn Tagen Röntgen läßt. Einmal stellte sich auf diese Weise ein angebrochener

Knochen heraus. Er hält nichts von Totalanästhesie, und operiert unsere Blinddärme mit Lokalanästhesie.

Der Stiefvater verdiente enorm viel Geld. Eine bezaubernde 18-jährige Freundin meiner Mutter wird die Liebhaberin des 60-jährigen Präsidenten Argentiniens, eines gepflegten Herrn mit dem schönen Namen „Der Gerechte“. Die Rendezvous finden in der Ordination des Stiefvaters statt. Der Vater der jungen Frau ist ein Krösus. Der „Gerechte“ ist natürlich verheiratet. Argentinien ist noch sehr katholisch. (Erst Peron führt die Scheidung ein, nachdem er sich mit der Kirche verkracht hat.) Ich nehme an, dass der Stiefvater beide Seiten erpresst. Der Präsident schenkt mir eine „Marilu“ Puppe mit Schlafzimmereinrichtung. Mir graust vor der Puppe. Heutzutage graust mir vor den Barbies. Als Kleinkind grauste mir vor gewissen Schnulzen. Es grauste mir vor Tangos, vor der Stimme Canaros. Ich bin eine gute Hasserin und finde, man sollte Haß nicht nur negativ deuten: mich hat er wahrscheinlich vor Geisteskrankheit bewahrt.

Mit 16 Jahren reiste mein Bruder nach Buenos Aires (ich bin 7). Noch spricht er kein Wort Spanisch. Binnen zwei Jahren schafft er alle Prüfungen der Mittelschule, mit 22 ist er der erste seines Unijahrgangs, der Elektroingenieur wird. Während der Studienzeit spielt sich der Stiefvater als Professor auf und prüft den Bruder Stunde um Stunde, brüllt und brüllt. Er kann antworten was er will, der Stiefvater macht ihn zur Sau. Niemals fällt es der Mutter ein, sich auf die Seite ihrer Kinder zu stellen, sie kann gar nicht genug von dem Geschrei bekommen, sollte es nachlassen, stachelt sie seine Wut wieder auf. Allerdings merke ich, dass der Stiefvater folgerichtige Antworten verlangt, und dass mein Bruder immer wieder etwas auslässt, auch wenn er es weiß. Wenn der Bruder nicht angebrüllt wird, brüllt der Arzt mit seiner Frau. Deine Tochter Dein Sohn Ich werde bis zur Pubertät weitgehend in Ruhe gelassen, danach schalten sich die Eltern aktiv in meine Erziehung ein, zwei Jahre lang erlebe ich die Hölle auf Erden, mit 15 stoße ich zufällig auf die magische Formel: ich brülle zurück. Danach ist Ruhe. Die Mutter schäumt vor Wut, ihr Lieblingsspielzeug ist dahin. Ich weiß nun: wenn ich jedes Wort auf die Waagschale lege, um ja keine Lawine loszutreten, wenn ich so tue als sei mir alles Materielle egal, wenn ich immer bereit bin zurückzubrüllen, dann läßt es sich leben.

Eigentlich sollte ich längst über Kunst schreiben, dabei bin ich bei der Politik angelangt. Im Rundfunk ereiferte sich gerade eine Dame über die kriegführenden Amis und ihre nichtso-intelligenten Bomben, über die Sucht der Amis, alles zu dominieren. Sie schäumt vor Friedensdurst und Selbstgerechtigkeit!

Ich glaube nicht, dass bei Diktaturen friedliche Lösungen möglich sind: ein Ghandi konnte nur reussieren, weil er innerhalb eines Regimes handelte, welches im Großen und Ganzen Gesetze und Menschenrechte respektierte, trotz aller Opiumkriege und anderer Überschreitungen. Unter einem Hitler oder Stalin oder Miloschevitch hätte Ghandi keine Woche lang überlebt! Man denke an den Prager Frühling, wo die Liberalisierung sogar aus Reihen der Kommunisten kam: man denke an die von Tanks zerquetschten Studenten auf dem Platz des Himmlischen Friedens! Wenn ich etwas im Leben bereue, ist es, damals nie auf den Gedanken gekommen zu sein, den Stiefvater zu ermorden! Ich hätte uns so viel Leid erspart, dass es die paar Jahre Gefängnis wert gewesen wäre! Aber ich war ja so brav, so wohlgezogen! Ich dachte sogar, ich hätte den inneren Frieden gefunden! Es sollte anders kommen.

Im Sommer ist es für viele Argentinier üblich, nach Uruguay zu fahren. Es gibt auch Argentinische Ressorts am Meer, aber in Uruguay gibt es ein progressives Bankensystem und viele Sandstrände, und das Essen ist sogar noch besser! Man fährt die ganze Nacht herrschaftlich über den breiten Rio de la Plata. Der ist braun wie Schokolade aber trotzdem sauber – er fängt mit einem Delta in der Provinz Buenos Aires an, mit vielen Kanälen, Trauerweiden und Chalets auf Stelzen: dort treffen sich zwei Riesenflüsse, die den feinen Lehm aus

Brasilien und Paraguay transportieren – dann verbreitert er sich trichterartig und ergießt sich, breit wie ein Meer, in den Atlantik.

Schon die verschlafene Hauptstadt Montevideo hat schöne Strände (jetzt scheint sie gerade dabei zu sein, aufzuwachen!), je näher zum Atlantik, desto schöner werden sie. Feiner Sand, überall Eukalyptus und Pinienhaine. Wir fahren jahrelang ins nette, verschlafene Atlantida, wo ich mit der Zeit viele nette Kinder kenne. Ich versuche Reiten zu lernen, schon damals läßt es mein Kreuz nicht immer zu. Ich turne, ich spiele Tennis, alles katastrophal, nicht einmal beim Klavierspiel gelingt es mir, fünf Finger organisch zu placieren! Mutter und Bruder sind brillante Sportler, gewinnen bei Golf und Tennis allerlei Pokale. Im Winter fahren die beiden zum Skifahren in den Süden Argentiniens, nach Nahüel-Huapi, wo die Anden nicht mehr so hoch sind, und allerlei Gletscherseen sich bilden. Um hin zu gelangen, fährt man 36 Stunden mit der Bahn durchs staubig-stachlige Patagonien. Zwei Mal werde ich mitgenommen, verrenke mir die ungeschickten Beine, und hinterlasse im Schnee Badewannen, aus denen ich kaum herauskomme. Dabei habe ich den Schnee so vermisst, in der Hauptstadt fällt nie einer.

Inzwischen wird an einem Sommerhaus gebaut im mondänen Punta del Este, wo ich keine Kinder kenne und wo damals schon die 13-jährigen keine Kinder, sondern junge Erwachsene waren – nur ich bin noch ein Kind, klein, dick und unglücklich. Das Haus im Werden stinkt nach Pisse, ich kann mir nichts darunter vorstellen, meine Mutter, endlich „kreativ“ tätig, zerrt mich wütend die Düne herauf. Hier sollen, wenn es fertig ist, der Argentinische Präsident und die schöne junge Freundin eine Wohngelegenheit haben.

Das Haus wird fertig, Rasen und Bäume werden auf den Sand gesetzt, ich muß fortan jedes Jahr vier Monate dort verbringen. Die Schöne heiratet einen Muskelprotz, der „Gerechte“ stirbt, vermutlich an gebrochenem Herzen.

1945 endet der Weltkrieg, Peron kommt an die Macht, und die Bilder von den Konzentrationslagern erscheinen im „Time & Life“.

Ich erinnere mich genau an den Kriegsanfang: alle Sirenen heulten über der Großstadt, wieder und wieder, und die Gouvernante stürzte, tränenüberströmt, ins Zimmer (1954, als ich zum ersten Mal mit dem Akademie Kammerchor unter Grossmann in den USA war, gleich am ersten Tag in New York, heulten die Sirenen abermals...., es war aber nur eine Übung...). Ansonsten ging mich der Weltkrieg als Kind nichts an. Ich weiß noch von einer Überschwemmung als ich fünf war, denn Otto der Chauffeur musste eine dicke alte Dame – noch so eine Puppenschenkerin! – huckepack in unsere Wohnung tragen, weil auf den Straßen das Wasser bis zur Taille stand. Ich weiß noch von zwei Heuschreckenschwärmen, die den Himmel verdunkelten und in unheimlichen Mengen gegen die Autofenster prasselten. Zu Hause fraßen sie die Gardinen auf. Mein Bruder streute mir fünf Stück ins Bett, aber ich war müde und schlief darauf bis sie platt waren. Ich weiß auch noch von einem unendlichen Zug Monarch-Schmetterlingen, die über ein Gut hinweg flogen auf dem Eva, mein Eigentum, und ich unsere Keuchhusten auskurierten. Eva war ein Gedächtnis- und Sprachphänomen, sie schrieb Gedichte (einmal wollte ich zeigen, dass auch ich reimen konnte, und bügelte eines ihrer Werke ein wenig gegen den Strich: so erklärte mir meine Mutter unwirsch, das sei ein Plagiat), Eva beriet mich in allen literarischen Dingen. Sie war in fast allen Fächern überlegen, ich war sehr stolz auf sie! Ich war besser bei Musik, Zeichnen und Natur, und nur ein Mal eifersüchtig, als sie es war, die eine rosa Linnenblüte fand! Linnen hatte ja blau zu sein, die unendlichen blauen Felder waren damals so landschaftsprägend, wie heute der gelbe Raps oder Sonnenblumen. Später schraubte Peron den Preis des Leinsamenkuchens so hoch, dass es keine Abnehmer mehr gab und die herrlichen blauen Flächen hörten auf.

In der Mittelschule teilten sich Evas und meine Wege: sie besuchte eine Englische Schule, ich ging in die Argentinische Staatsschule und machte das Lehramtsdiplom. Eva studierte in Oxford Literatur, wurde Simultanübersetzerin. Später studierte sie Ethnologie, verbrachte einige Jahre in Afrika, wo sie ein Wörterbuch über einen Urwaldstamm herausgab, lehrte am Londoner Institut für Afrikanische Studien, heiratete einen Insektenfachmann und lebte in The Gambia, Neuseeland, Argentinien mit Hauptsitz außerhalb Londons.

Unlängst übersetzte sie ein Hauptwerk der Argentinischen Literatur ins Englische. Wir sind schon über 60 Jahre befreundet! Russisch und Französisch spricht sie ebenfalls. Es war damals für Emigrantenkinder üblich, drei oder vier Sprachen – die Ungarn und Russen sprachen fünf oder sechs – sehr gut zu sprechen. Die Lehrer kamen ins Haus. Wie gut meine Englischlehrerin – eine Argentinierin mit Wanderniere – war, bemerkte ich erst in Wien!... Deutsch schreiben lehrte mich meine Mutter als ich fünf war, und genau so fehlerhaft schreibe ich heute noch. Sie war so ungeduldig, dass ich ihre Worte „ich werde Dir beibringen“ als Drohung empfand. Am Ende brachte Otto mir das Schwimmen bei, Autofahren aber nicht – das wollte die Mutter tun.

Bridge war ihre Leidenschaft, sie spielte Tag und Nacht, gab mir aber niemals Auskunft über irgendwelche Regeln – also habe ich auch dieses nicht gelernt.

Religiöses: Als Kind besaß ich ein Altes Testament, darin stand, man solle Gott fürchten, und das war gut so. Später verschwand das Wort „fürchten“ aus dem biblischen Repertoire, das Alte Testament verschwand auch. Nun sollte man auf Kommando lieben, was schwer war. Man tat alles, um zu verhindern, dass ich erfahre, Jüdin zu sein. Getauft wurde ich mit sieben – angeblich, weil die Dokumente verloren gegangen waren. (Ich fragte: wozu braucht Gott Dokumente?). In der Religionsklasse wurden die Kinder auf die Erstkommunion vorbereitet, ich fürchtete mich vor der Beichte. Über die Taufe wurde nichts erzählt, es waren ja alle getauft! Als es nun so weit war („Sag nichts in der Schule!“), dachte ich, der Prälat hätte die Beichte vergessen, traute mich aber nicht, ihn darauf aufmerksam zu machen: also hatte ich das Privileg, in einen Zustand der Todsünde hineingetauft zu werden.

Ein Jahr später schritt ich, bräutlich herausgeputzt, mit den anderen 8-jährigen zur Kommunion. Gebeichtet hatte ich, drei Mal sogar, ohne dass der Beichtvater meine belastenden Sünden ernst genommen hätte. Die verschiedenen Avemaria und Vaterunser hatten zwar Absolution vor Gott, aber weder vor mir noch vor dem Heiligen Geist gebracht. Dazu ver-rutschte mein Schleier, ich hatte keine Erinnerungskärtchen, die ich verteilen konnte, und mir wurde während der Zeremonie übel, dass man mich in die Sakristei tragen musste, noch bevor ich dem Teufel hätte abschwören können. Während die Weihrauchschwaden meinen Brechreiz steigerten und sich die Kuppel immer schneller drehte, deklamierte – nein, quäkte ein Pfarrer mit Groer-artiger Stimme: „Dies ist der glücklichste Tag Eures Lebens!“ (Wie würden erst die anderen sein?).

Der Stiefvater schickte mich immer in die Kirche: er dachte wohl, dass auf diese Weise niemand auf die Idee käme, er sei Jude. Er stritt es auch strikt ab, war es doch das Einzige, was ihn an sich selbst störte. Andererseits war er zu abergläubisch, um sich taufen zu lassen.

Mit 14 Jahren hörte ich auf, mich um irgend einen geregelten Glauben zu bemühen. Eva hingegen – sie ist „Mischling“, um im Jargon der Nazis zu sprechen –, hält bis heute fest an ihrem Katholischen Kinderglauben.

[Nach Kat.: Keramik, Bezirksmuseum Landstraße 2002/03, S. 37-41:

1946 kam Peron an die Macht über Argentinien, das damals den vierthöchsten Lebensstandard der Welt hatte, und war gerade dabei, mit außerordentlich populären Maßnahmen die

Wirtschaft nachhaltig zu ruinieren. Er nationalisierte das den Engländern gehörende und durch fünfjährige kriegsbedingte Vernachlässigung reparaturbedürftige Bahn- und Telefonnetz; später nahm er den Engländern und Italienern die Elektrizitätswerke weg, dem Arbeiter, der bis dahin sträflich ausgenutzt worden war, wurde nun nicht nur seine Würde bewusst gemacht, er durfte fortan nicht mehr – außer gegen horrenden Abfertigungszahlungen – von Privaten entlassen werden, auch wenn er indolent, unfähig oder ein Dieb war. Peron gründete bzw. stärkte die Gewerkschaften, verschaffte ihnen tausende Posten in den nagelneuen staatlichen Betrieben, die billig blieben, enorm defizitär wurden und nie wieder richtig funktionierten. Seitdem – es werden etwa 35 Jahre her sein – haben die Gewerkschaften jede Bedrohung ihrer Posten und ihres Einflusses mit Generalstreiks bekämpft. Sie siegten immer, und das Land ging vor die Hunde. Damals war „Puchero“ das Sonntagessen des Arbeiters: ein gewaltiges Stück gekochtes Rindfleisch, umgeben von Blut- und Bratwürsten, Möhren, Maiskolben, Süßkartoffeln und Kürbis. Jetzt gibt es Hungerdemonstrationen und Plünderungen.

Damals war der Rundfunk ein großartiger Kulturträger. Es gab zwei dem Staat gehörende Programme nebst einer Unzahl privater, die den ganzen Tag Tonaufnahmen klassischer Musik sendeten. So wuchs ich mit dem Gesang von Lotte Lehmann und Elisabeth Schumann, Mayr und Schlusnus, Toti dal Monte, Yvonne Printemps, Ninon Valain und Schaljapin auf, mit Furtwängler, Toscanini und Bruno Walter. Peron erließ ein neues Gesetz: Nun musste zu 50 % argentinische Musik gesendet werden – auch hier der Anfang vom Ende! Und der Rundfunk wurde politisch umfunktioniert. In bester Mussolinischer Tradition donnerten nun Perons Reden durch den Äther.

Evitas weinerlich-exaltierte Stimme paraphrasierte katholische Gebete; anstatt „Lamm Gottes“ setzte sie Perons Namen an die geeigneten Stellen.

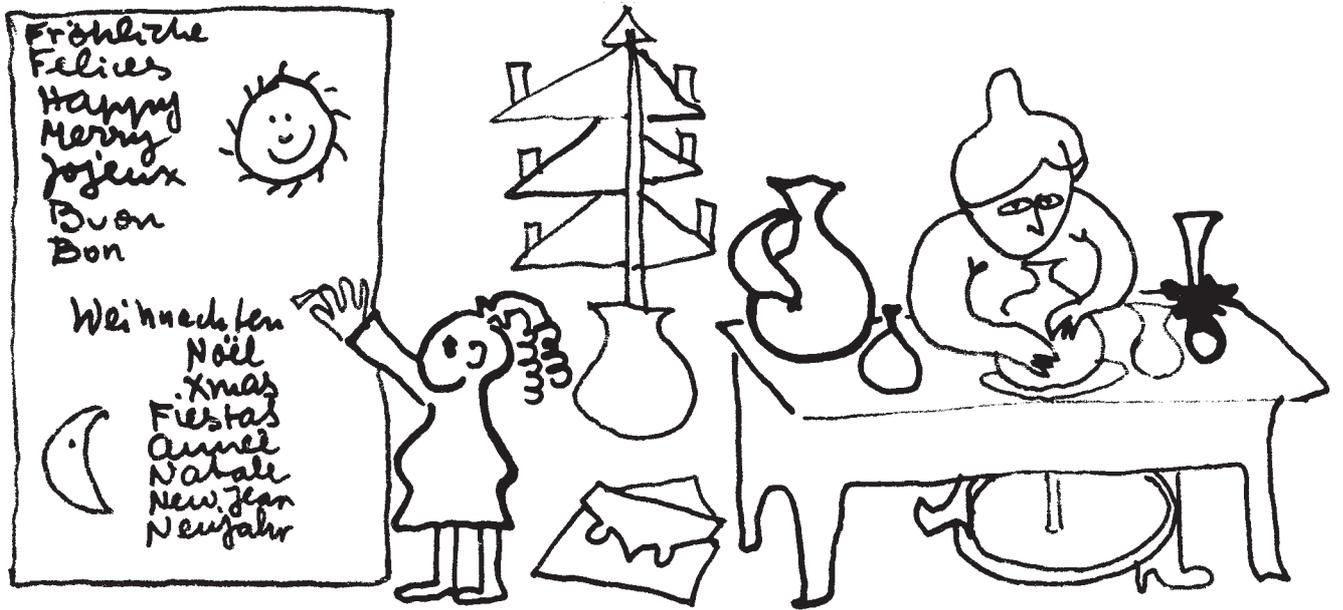
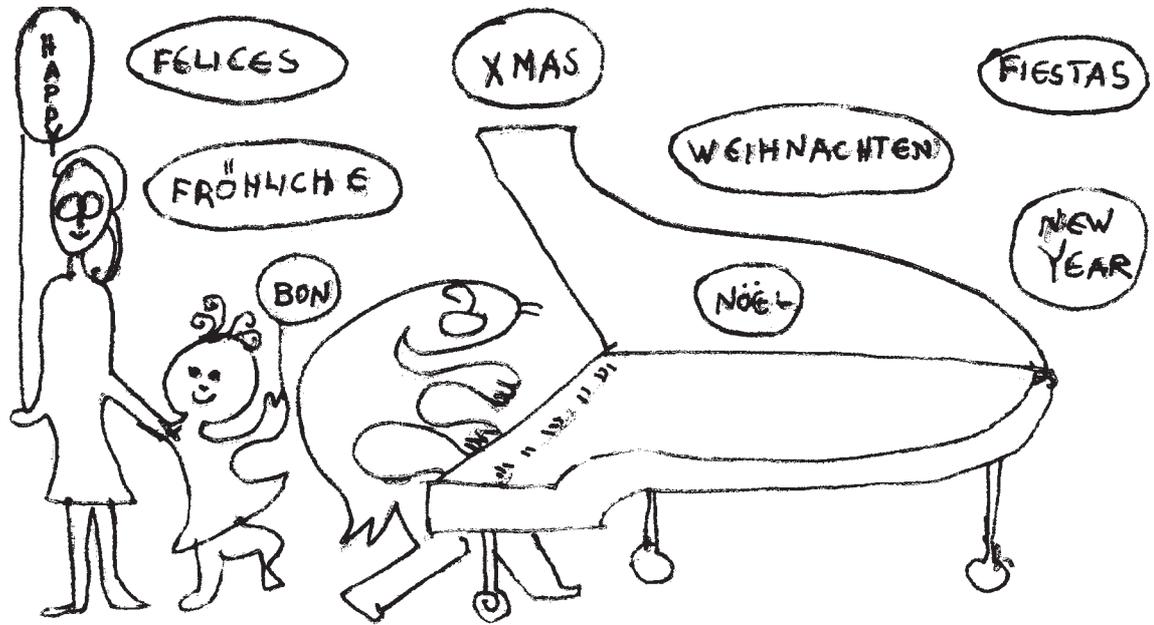
In den staatlichen Mittelschulen war eine neue Lehrerriege angetreten, die meist unfähig war, einen Satz korrekt auszusprechen. Wir lernten allerlei Interessantes, indem wir die unbeholfene Sprache unserer Lehrer imitierten.

Die Diktatur war in vollem Gang. Brüllende Peronistenbanden wurden mit Lastwagenkonvois aus den Provinzen in die Hauptstadt transportiert. Evita hielt allwöchentlich Hof und verschenkte Häuser und Nähmaschinen an ausgesuchte Arme.

Häuser für gefallene Mädchen wurden gebaut und vorgezeigt – verwenden durften die „Damen“ sie allerdings nicht, denn das hätte ihren fotografischen Reiz vermindert. Die ach so exklusive Hautevolée überschüttete die Machthaber mit Einladungen. Alles und alle waren käuflich. Fabriken, die keine Schmiergelder zahlen bzw. keine Peronisten anstellen wollten, wurden geschlossen. Ein junger Blumenverkäufer, bei dem ich Rosen kaufen wollte, formulierte es am besten: Wir haben die Ethik des Stehlens verloren. Evitas Bruder, Juan Duarte, avancierte zum erfolgreichsten Geschäftemacher des Landes. Dennoch durfte man offen schimpfen. Es gab keinen Polizeiterror – das kam später. Der Kardinal saß bei allen offiziellen Anlässen neben der tief dekolletierten Evita, deren Schmucksammlung ins Unermessliche gewachsen war.

Im nächsten Jahr, als ich bereits im armen, kleinen, provinziellen Vier-Mächte-Wien lebte, starb Evita elend an Krebs. Vom Krankenbett aus hatte sie noch mit letzter Kraft Perons Herrlichkeit in den Äther geschluchzt. Peron hatte sich mit der Kirche verkracht, was ihn die Macht kosten sollte. Juan Duarte stürzte sich aus dem Fenster eines seiner Hochhäuser.

Die argentinische Bevölkerung stammt – grob gesprochen – je zur Hälfte von Spaniern und Italienern ab. Die indianische Komponente ist zwar sichtbar – Dorfschönheiten nennt man „Chinitas“, d.h. kleine Chinesinnen – aber unerheblich. Schwarze gibt es de facto keine. Die großen indianischen Kulturen haben das Land kaum gestreift.



Die Kolonialzeit hat sehr schöne Gebäude hinterlassen; Reste früherer Herrlichkeit sind vor allem im Norden zu bewundern. Aber wer große Ruinen der Mayas und Azteken oder die Creme der Kolonialarchitektur (den österreichischen Barock unter Palmen und Bananen) bewundern will, muß nach Mexiko und Peru, nach Bolivien und Brasilien fahren. Nicht, dass es nichts zu sehen gäbe: Argentinien ist ein vielfältiges, großes und interessantes Land, das sich von den Subtropen bis zum antarktischen Feuerland erstreckt.

Das Buenos Aires meiner Kindheit und Jugend war außerordentlich groß, lebendig und flach. Ein riesiger Hafen, große Parks mit riesigen, luftwurzelnbehängenen Bäumen, Riesenverkehr, breite Straßen, von blau blühenden Jacarandas gesäumt. Damals vier – heute acht oder vielleicht gar zwölf – Millionen Einwohner, eine reiche breite Mittelschicht, das beste Essen aus aller Welt, das schönste Opernhaus, die berühmtesten internationalen Stagiaonen, Schauspieler, Sänger, Tennisspieler... In Europa tobte der Krieg, in Argentinien herrschte Überfluss.

Die Architektur: Gesichtslose Hochhäuser verdrängten den Mussolinistil, die Ausläufer des Jugendstils und vor allem die Häuser, die an Paris, das Ideal eines jeden gebildeten Argentiniers vor 1945, erinnerten.

Man hielt die Siesta ein, vor allem im heißen Sommer. Man aß spät zu Abend und zwar schon um neun und nicht erst um elf wie in Spanien. Man lernte Fremdsprachen, war großzügig und gastfreundlich. Man hatte, obwohl die Sprache der Hauptstadt von extrem rüder Farbigkeit ist, exquisite Manieren. Trotzdem absorbierte Argentinien die neuen Immigranten nicht, wie damals Nordamerika seine Zugewanderten, was heute dort auch schon längst nicht mehr der Fall ist. Die Mitteleuropäer wurden eigentlich verachtet, aber zum Arbeiten waren sie gut genug – und Arbeit für jedermann war in der Verfassung garantiert. Allerdings hatten es die zugewanderten Akademiker außerordentlich schwer. Sie mussten alle Prüfungen auf argentinischen Universitäten wiederholen, was ältere Immigranten vor unlösbare Probleme stellte. Oft machten ausländische Chirurgen für ein Handgeld Operationen im Namen inländischer Ärzte.

Was immer ein Neuankömmling gewesen war oder angab zu sein, es galt nicht; in Neuseeland und Australien soll das anders gewesen sein. So war es für jüdische Einwanderer, vor allem für solche, die nicht gläubig waren und aus der Religion ihre innere Kraft schöpften, sehr hart, von einer Welt, die sie wegen ihrer Abstammung verstieß, in eine andere zu kommen, die sie verachtete, weil sie nicht da geboren waren.

Deshalb bemühten sie sich mit aller Kraft, schnell zu waschechten Argentinern zu avancieren, wie sie früher einmal ganz besonders deutsch zu sein versucht hatten. Eine Ambition, die aus sprachlichen Gründen – so leicht auch immer die spanische Sprache im Vergleich zum Deutschen ist – nicht glücken konnte. Man wick ins Englische aus und versuchte, genauso erfolglos, besonders britisch zu wirken, denn England war Weltmacht und Königreich, was die mit Minderwertigkeitsgefühlen kämpfenden Juden magisch anzog. Aber das machte in Argentinien wenig Staat, da man den Briten die wirtschaftliche Hegemonie und die Besetzung der Falkland-Inseln gleichermaßen übelnahm.

Insgeheim vergalt man Verachtung mit Verachtung: Sie wirken wie Europäer, aber wenn man ein bisschen kratzt, sind sie nur lackierte Affen. So schrieb ein deutscher Diplomat auf einer Karte, die publik und damit zum Skandal wurde.

„Gackergänse“ nannte meine Mutter die arrivierten argentinischen Frauen, die sich kreischend und Luftküsse streuend begrüßten. Wespentailen, Würstelbeine, unendlich gepflegt und elegant, im Munde die vier großen „K“ (Küche, Kirche, Kinder und Kleider) und Dienstboten. Die Männer: so welt erfahren, so blitzgescheit, so zynisch, so bezaubernd, so doppelbödig, so witzig, so durch und durch unergründlich.

Ein Hauptgrund für die Hilflosigkeit des Zugereisten vor dem Wesen Argentinien besteht darin, glaube ich, dass das Wort Nein zwar existiert aber nie verwendet wird. Obwohl die lokalen Dialekte vor Eigenart, vor kreativen Schimpfwörtern geradezu bersten, obwohl Dutzende von fabelhaften Comics die Lokalseele aufs Raffinierteste von allen Seiten zu beleuchten wissen, auf das direkte Nein scheint ein Tabu zu wirken, das seine Verwendung zum Inbegriff des Obszönen macht. So gibt es nur: Ja, selbstverständlich, natürlich, klar, gleich morgen. Auf diese Weise ist jede Zusage wertlos, jedes Programm im Keim bereits undurchführbar. Was nicht improvisiert werden kann, wird nicht gemacht.]

Nach: Ereignisse aus meinem Leben

Meine Mutter war kein Snob und verbarg ihr Judentum, um ihrem schrecklichen Mann Genüge zu tun, glaube ich. Sie tat auch, als sei sie in Argentinien geboren und zwang uns, in diesem Sinne zu lügen. Sie wollte partout autochthon wirken, obwohl ihr Spanisch zu fehlerhaft war, als dass man es ihr habe abnehmen können. Sie war überzeugt, in Argentinien gäbe es keine Antisemitismus, nur in Uruguay. (Deshalb durfte ich eine sehr semitisch aussehende Freundin nicht ins Sommerhaus einladen). Als Onkel Felix aus den USA, wo er lebte, ein Pamphlet, selbstverfasst, an die Schwester schickte: „Der Antisemitismus in Argentinien“, verschwand das Bändchen sofort. Niemand sah es je wieder. Sie war auch überzeugt, dass Argentinien niemals zur Gewalt neigen würde, da die 50% Spanier-Italiener-Mischung sich mit Korruption begnügen würde. Das stimmte gewissermaßen bis zum Ende der ersten Peron-Regierung. Kurz danach erfuhr man von einer militanten Geheimorganisation: der „Tacuara“, die sich delectierte, Jüdinnen Hakenkreuze auf die Brust zu brennen. In den folgenden Jahren, wie wir nun wissen, eskalierte die Gewalt im ganzen Subkontinent, erst die von links, und dann die von rechts. Die Mörder wurden überall von der Schuld entbunden... (Vielleicht leitet Pinochet eine neue Ära ein...)

Nach seinem Diplom arbeitete mein Bruder in einer Fabrik für Gleitflugzeuge und Flugzeugzubehör, die dem Stiefvater gehörte (beide Herren waren ausgebildete Piloten), dieser blieb seiner Masche treu: nichts war ihm recht, er brüllte herum und stieß alle Anordnungen um, die mein Bruder je getroffen hatte.

Mein Bruder heiratete, verliebt wie ein Kalb: seine Braut war so wie es sich der Stiefvater gewünscht hätte: alteingesessene „Deutsch-Argentinische Familie“, arisch, die Onkel Anwälte, Ärzte, Landbesitz. Seine Eifersucht kannte keine Grenzen, sein Haß ergoß sich über die junge Frau... Erst als sie ihr erstes Baby verlor, mimte er Interesse.

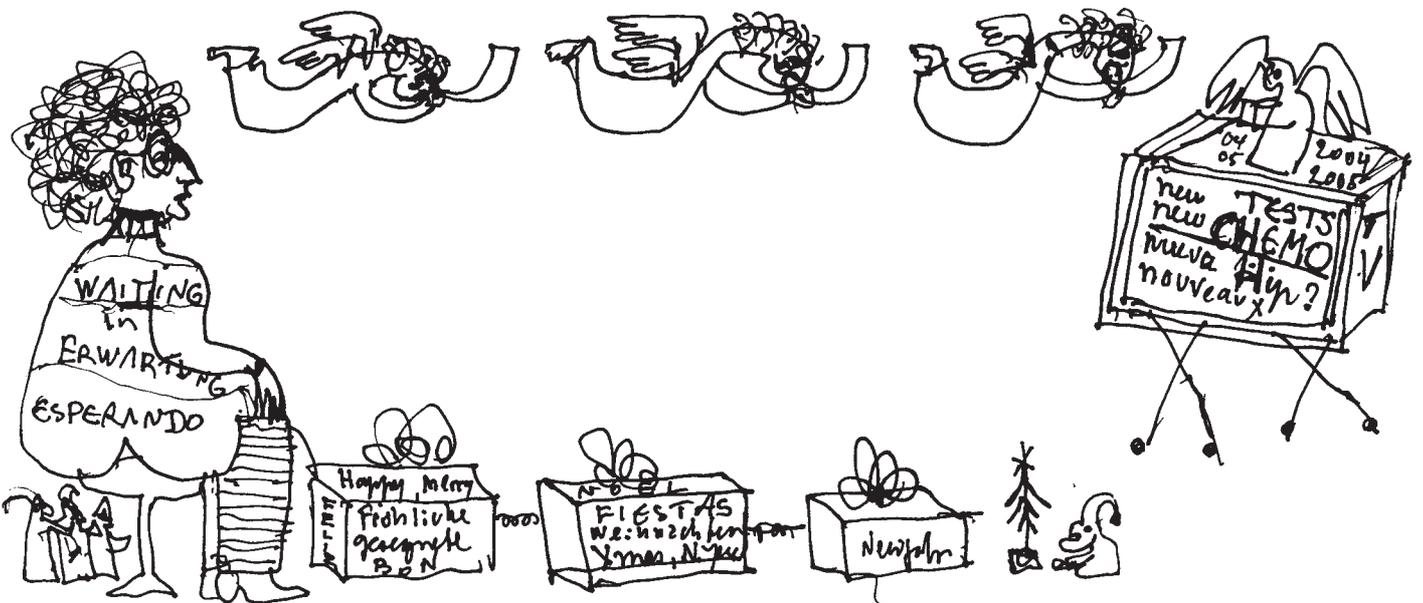
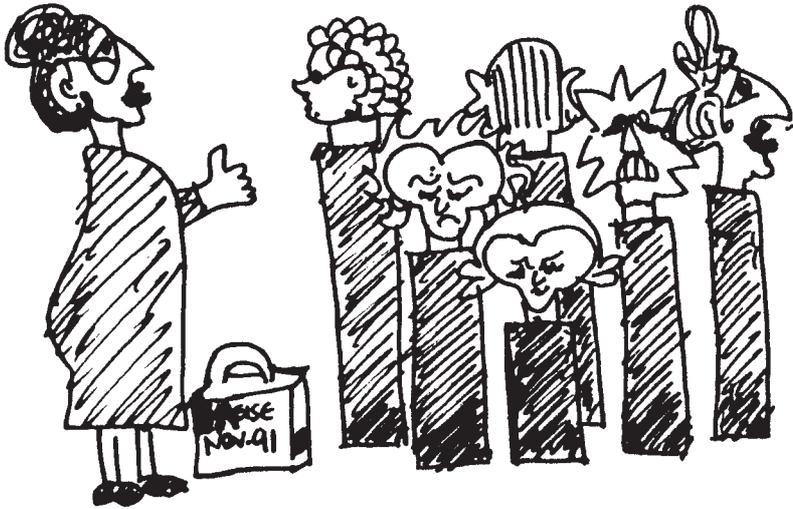
Zu dieser Zeit hatte man beschlossen, mich auf ein Jahr nach Europa zu schicken, um Gesang zu studieren: nach Wien, Stadt der alten Kultur und der billigen Preise! Als er mir die Flugkarten und Geld gab, fing er an zu weinen: Mein armer Bruder würde nie Nachwuchs bekommen, die Frau sei jetzt steril. Tränen klatschten auf einen Glastisch. Die Situation war befremdend. Sie bekam drei Kinder. Der Stiefvater verbot der Mutter, sie zu erwähnen. Aber jetzt hatte mein Bruder tatsächlich angefangen, alles falsch zu machen, alles zu vergessen, und zu schlafen, schlafen, schlafen... Der Teufel hatte es geschafft! Mein Bruder hatte den Verstand verloren. Elektroschocks – heute verpönt – wie ich glaube, oft zu unrecht, – kurierten ihn. Er verließ endlich die Fabrik, wandte sich der Landwirtschaft zu und wurde ein begeisterter Viehzüchter.

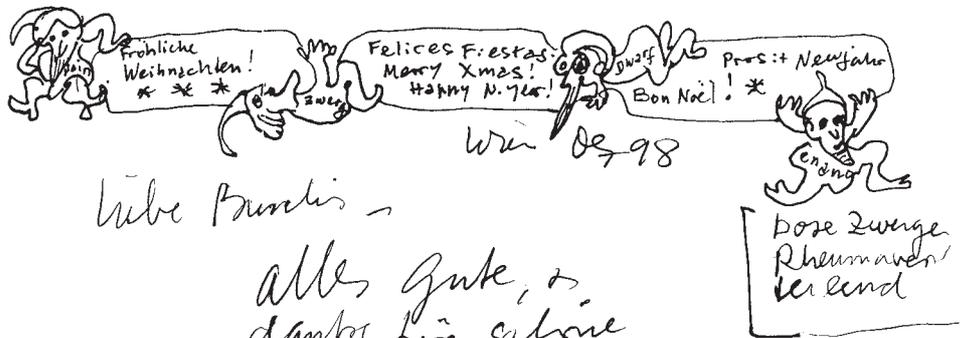
Inzwischen hatte sich der Stiefvater um lukrative Beziehungen mit der Peron-Regierung bemüht. Er wurde Verwalter des Vermögens des Vizepräsidenten, eines Mafioso-Typs und Konteradmirals mit jüngerer Frau... Als die einmal zum Essen kamen, fraß sie einen Bären an mir, die ich alles andere als eine Bewunderin des Regimes war, und lud mich am nächsten Tag zu einem Konzert im Colón ein: der drüben

Iris Brendel & ihre "Grosskopferte"
 i.e.: Schubert, Beethoven, Mozart, Kafka, Einstein, die Callas...
 (Keramische Skulpturen, ausgestellt im Neuen AKH bis 28.12.91)

wünschen

Merry Xmas...
 schöne





liebe Buschis -
alles Gute, +
danke für seine
Einladungen!
Jms



Wien
07 2002

liebe Buschis
Beste Wünsche

hides
Realistic
Expectations
??????

Family in Bs. AS
Familie in
Argentinien
KAPUTT
IM EIMER

Pains in joints + always hinder making plans
Cytaravir + every thing OK
Rheuma + Zwerg
Ansonsten = alles OK

sehr geschätzte Pianist Brailowsky spielte Chopin... Das Haus war ausverkauft, für die Frau Vice und ihre Freunde gab es nur eine Witwenloge, im Tiefparterre, mit jenem Gitter vor der Nase, das es Witwen auch erlaubte, auch in Zeiten der Trauer das Theater zu besuchen. Das war der Politikerfrau aber gar nicht recht! Sie ließ eine Prunkloge von den Besitzern räumen, um sich und uns hereinzusetzen: das war der engste Kontakt zur Macht, den ich je hatte. Es war mir so peinlich, dass ich vom Konzert keine einzige Note mitbekam...

Und nun ergab es sich an einem Sommertag in Uruguay, dass es ruchbar ward, dass eine Amerikanerin aus berühmtestem Geldadel erwartet wurde, und alle Drohnen steckten die Köpfe zusammen um zu planen, wie etwa sie ihre Fänge in diese Dollarbombe bekommen könnten...

Die Erbin erschien als bald, mit blauen Blümchen um die Brille, und meist unter Alkoholeinfluss. Sie war gerade dabei, sich von einem lateinamerikanischen Gatten scheiden zu lassen, und der entführte kurz darauf ihre beiden Kinder aus jenem Park mit der bewussten Reiterstatue in Buenos Aires, so dass es mich sehr wundern würde, hätte der Stiefvater nicht höchstpersönlich die Entführung der Kinder organisiert. Jetzt bekam er Gelegenheit, sich rührend der Alkoholikerin anzunehmen, und bei verschiedensten Ministerien seine Beziehungen spielen zu lassen. Auch nahm er sie auf Gesellschaften mit, sie als seine Braut vorstellend... Und dann geschah das Unerwartete: Er landete im Gefängnis! Verzweifelte Appelle an die Mutter, sie möge ihn rauskaufen. Als sie es tun will, bemerkt sie, dass sie über keinen Groschen Geld mehr verfügt. Beide reichen die Scheidung ein. Es folgt ein langwieriger, unseriöser legaler Kampf, der damit endet, dass der Stiefvater jene Vermögensteile, deren man habhaft werden kann, der Mutter in Raten zurückerstatten muß. Vor Ausbezahlung der letzten Rate bringt sie sich um.

Der Stiefvater wittert Morgenluft, mit einem seiner Geniestreiche kann er sich um die letzte Zahlung drücken und

zugleich verhindern, dass der verhasste Stiefsohn erbt: Er klagt ihn an, die Mutter umgebracht zu haben... Dass jener zur Zeit des Selbstmordes gar nicht in der Stadt war, ist nur ein kleines Hindernis – man kann ja die Gouvernante anklagen, den Mord für ihn ausgeführt zu haben! Er braucht nicht einmal als Ankläger aufzutreten: wie einst in Zeiten der Inquisition genügt es, dass er sich lediglich als „geschädigter Privatmann“ ausgibt!

Es folgen schreckliche Zeiten. Immer wieder werden Fisch und Gegga verschleppt und verhört. Es gibt zum Glück einen Abschiedsbrief! Als bald holt sie die Polizei noch ein letztes Mal kurz ab – und sie kommen nicht zurück: in der Provinzhauptstadt, bei jener Polizei, die dem Konteradmiral unterstellt ist, hat man Beweise gefälscht, mit denen man hofft, sie überführen zu können. Gegga haust wochenlang in Untersuchungshaft unter Vorstadthuren, die sich so nett zu ihr benehmen, dass ich seitdem größte Sympathie für die „Damen der Nacht“ hege.

Sie kamen frei, endgültig, wegen bewiesener Unschuld, nicht wegen Mangel an Beweisen, und ob das geschah, weil der Pflichtverteidiger korrekt war oder weil der Richter bestochen wurde, was macht es aus? Der Stiefvater musste Gegga sogar Wiedergutmachung zahlen, tat es aber erst Jahre später, als der Peso nur noch einen Bruchteil seines Wertes hatte.

Ich bekam während dieser Zeit von ihm tränenverschmierte Briefe mit Versprechungen, aber ohne Unterschrift. Geld geschickt hat er nie, die Monatsraten für Wien erloschen am Tag, an dem er die Scheidung eingereicht hatte. Aber er redete mir ein, er hätte alles nur aus Liebe zu mir gemacht...

Ich sah ihn nur noch einmal wieder: Er erschien in der Zeit, in der ich, zitternd und zagend, mein Keramikdiplom machte – er hatte sich beim Portier als „meinen Vater“ ausgegeben – und spazierte ins Klassenzimmer herein mit den Worten „Willst Du nichts?“ Wir umrundeten den Raum, er vorwärts und ich rückwärts gehend, und ich stotterte „Nein“, spürend,

wie ein überwältigender, bis dahin nie wahrgenommener Hass in mir aufstieg, dickflüssig und senffarben. Er ging. Abends fand ich vor der Tür meines Untermietzimmers eine kleine Sachertorte... In den nächsten zwanzig Jahren rief er zwei- oder dreimal an, niemals seinen Familiennamen nennend, nur den Vornamen... Er fürchtete wohl, bei irgendwelchen Versprechungen auf Band aufgenommen zu werden! Dazu kam es nie, da ich aufhänge.

Nach Kat.: Keramik, S. 41.

Bin ich also, nach 40 Jahren im immer erfolgreicher werden- den Österreich zur Österreicherin geworden? Ich habe die Gnade gehabt, in Argentinien dem Hitler, in Wien den argentinischen Militärdiktaturen mit vorangegangenen Linksterror,

den schrecklichen Politmorden und der wirtschaftlichen Verelendung zu entgehen. Ich bin Staatsangehörige eines Volkes, in dem immer noch viel mehr Talente heranreifen, als seiner Größe entsprechen würde, einer Keimzelle von Kulturen. Ist es der endemische Neid, der mich auf Distanz hält?

Ich war nie imstande, mich als waschechte Argentinierin zu fühlen. Aber dadurch, dass ich drüben aufwuchs, bin ich viel argentinischer als ich je österreichisch sein werde. Wir haben kein Wort, das der „Negritude“ entspräche; aber sollte es eine „Südameritude“ geben, dann fließt sie vielleicht in die Dinge ein, die ich mache, nebst meiner Bewunderung für Archaisches und Naives, und reflektiert, was ich bin: Ein Gemisch zweier Welten – vielleicht ein geheimes Suchen nach jenen Wurzeln, die ich nie vermisste.



Abkürzungen:

H= Höhe, B= Breite, T= Tiefe, D= Durchmesser, d= datiert durch Jahresangabe auf dem Objekt, A= Anfang, E= Ende

I.B.= Iris Brendel, H.B.B.= Heide Brigitte Buschhausen, H.B.= Helmut Buschhausen

die Titel mit „ “ stammen von der Künstlerin

Literatur:

Ausstellungskatalog Nr. 82/IV-1999. Kulturverband Favoriten: Lebens-Läufe 6. Ein Projekt zur Jahrtausendwende. Iris Brendel, Michael Wrobel, Christine Stigma, S. 2-14. – Bezirksmuseum Landstraße. Nachrichten 2002/3, S. 35-41.

Stimme von Iris Brendel: Aufzeichnung des ORF/OE 1, Sonntag, 13. Nov. 2005, Menschenbilder. Iris Brendel, Installationen der Zerbrechlichkeit. <http://oe1.orf.at/highlights/47621.html>

Zur Geschichte des Großvaters von Iris Brendel, Dr. Hermann Weil, dem Begründer der Hermann-Weil-Stiftung, heute bekannt als Frankfurter Schule und dem Bau seines Mausoleums im Mühlbergwald von Waibstadt/Kraichgau:

http://de.wikipedia.org/wiki/Hermann_Weil

<http://www.rsw.hd.bw.schule.de/shal/drweil/mausoleu.htm>

2 ungedruckte Manuskripte, die Einführungen zu den Ausstellungen 1999 und 2002.

Eigentümer und Herausgeber: Doris Brendel, 10 Highview Close, Marlow, Bucks SL7 3QN, England. Dr. Heide und Prof. Dr. Helmut Buschhausen, A-1130 Wien, Feldmühlgasse 16. – Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren und Photographen. Redaktion und Gestaltung: Dr. Heide Buschhausen. – Druck: Robitschek & Co GmbH, A-1050 Wien, Schlossgasse 10-12



1



2



3

1.-3. Vasen in archaischen Formen. 1960er und 70er Jahre (Photo I.B.)



4. „Chor“. d 1968 (Photo I.B.)



5



6



7

5.-7. Vasen in archaischen Formen. 1960er und 70er Jahre (Photo I.B.)

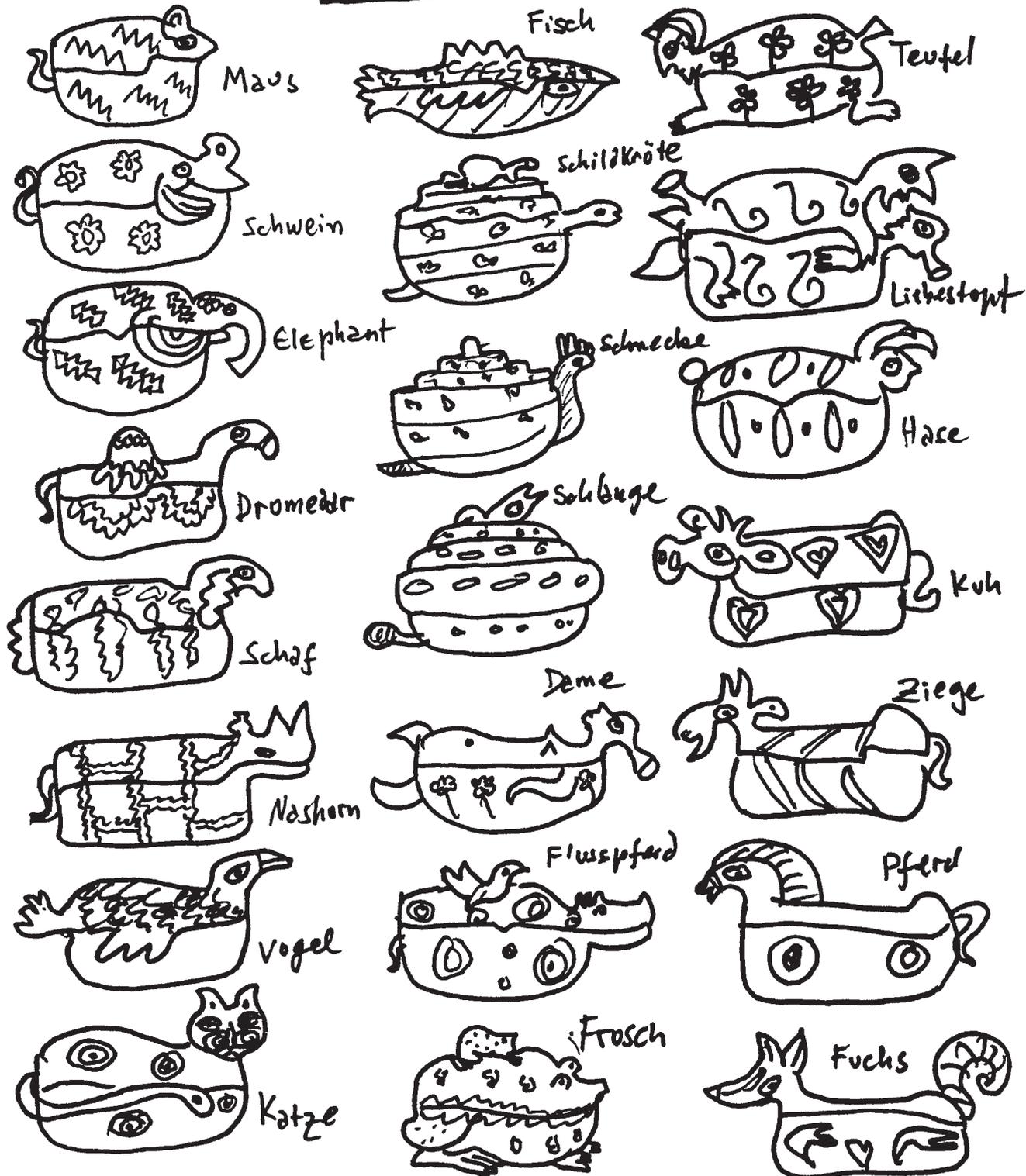
IRIS BRENDEL
KERAMIKATELIER "5445"
1030 WIEN
BEATRIXG. 14
 Tel = 7238713 Nachm.



Alle Typen sind auch als
kleine glasierte Dosen
 zu haben

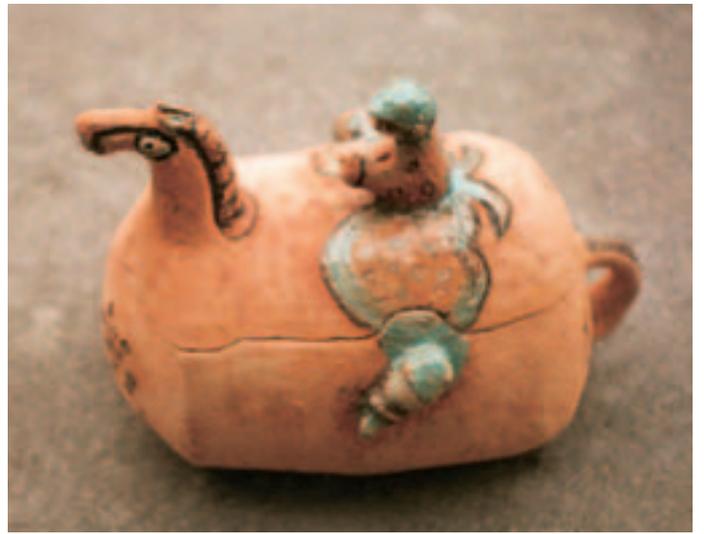
Preise: zw. 5,- € (kleiner
 wenig decorierter Maus- od.
 Schweintopf), 7,- € Liebestopf

RÖMERTÖPFE





9. Kamel. 37 x 20 x H 26 cm (Photo H.B.B.)



10



11



12



13



14

10.-14. Römertöpfe (Photo I.B.)



15. „Jungbrunnen“. 26 x 14,5 x H 13 cm. Signet am unteren Rand außen (Photo H.B.B.)



17. „Jungbrunnen für eine Person“. 28 x 19 x H 14,5 cm. Signet vor der Treppe außen. d 1983 (Photo H.B.B.)



16. „Klostergarten“, auf der Innenseite unten eingeritzt. 32 x 17, 5 x H 13 cm. Signet innen und außen im Sockel vor der Treppe (Photo H.B.B.)



18. „Vierkantiges Wüstenschloß“. 21,5 x 23 x H 18 cm. Signet innen. d 1985 (Photo I.B.)



19. „Forum“. 37 x 42 x H 21 cm. Signet am Sockel außen. d (19)85 (Photo I.B.)



20. Flusslandschaft. 27,5 x 35 x H 18 cm. Signet. ausgestellt 1985 (Photo H.B.B.)



21. „Szilla und Charybdis“, eingeritzt am Sockel außen. 29 x 23 x H 14 cm. Signet. d (19)84 (Photo H.B.B.)



22. „Oasenobjekt“. D 20 x H 17 cm. Signet. 80er Jahre (Photo H.B.B.)



23. „Die Landzunge 84 Brendel Iris“, eingeritzt auf der Unterseite. 25 x 19 x H 13 cm (Photo M. Dolin)



24. Brunnen auf doppelstöckiger Mauer. 32 x 25 x H 18 cm. Signet am Sockel (Photo H.B.B.)



25. Vase. 25,5 x 10,5 x H 38 cm. Signet. d (19)89 (Photo H.B.B.)



26. Teller mit Flusslandschaft. D 28,5 x H 4,6-5,0 cm. Signet und d (19)86 auf der Vorderseite (Photo H.B.B.)



27. Kelch. H 15 x D der Standfläche 8,5 cm. 2 Signets auf der Innenseite der Standfläche (Photo H.B.B.)



28. „Selbstmord Pokal“. (Photo I.B.)



29. Skulpturenvase. B 42 x H 42 cm. Signet. A 90er Jahre
(Photo H.B.B.)



30. Skulpturenvase mit Dekoration



31. Skulpturenvase. 38 x H 50 cm. Signet. d (19)91 auf der Innenseite
(Photo H.B.B.)



32. Skulpturenvase. 25,5 x H 36 cm. Signet u. Signatur „Iris Brendel 89“,
eingeritzt im Inneren der Standfläche (Photo H.B.B.)



33. Hocker mit Wüstenmotiven. H ca. 45-48 cm. ausgestellt 1985 (Photo I.B.)



34. „Hocker mit Gartenmotiven“. H 48 cm (Photo I.B.)



35. Vase. H ca. 38 cm (Photo M. Dolin)



36. „Thronhocker“. H max 58 x D 36,5 cm. Signet im Fuß innen. E 80er Jahre (Photo H.B.B.)



37. „Der Kraftprotz“. H 35 x B 40 cm. 1992 (Photo I.B.)



38. „Mutter und Kind“. E 80er A 90er Jahre (Photo I.B.)



39. Weihnachtsengel als Kerzenhalter. E 80er Jahre (Photo I.B.)



40. Weihnachtsengel als Kerzenhalter. E 80er Jahre (Photo I.B.)



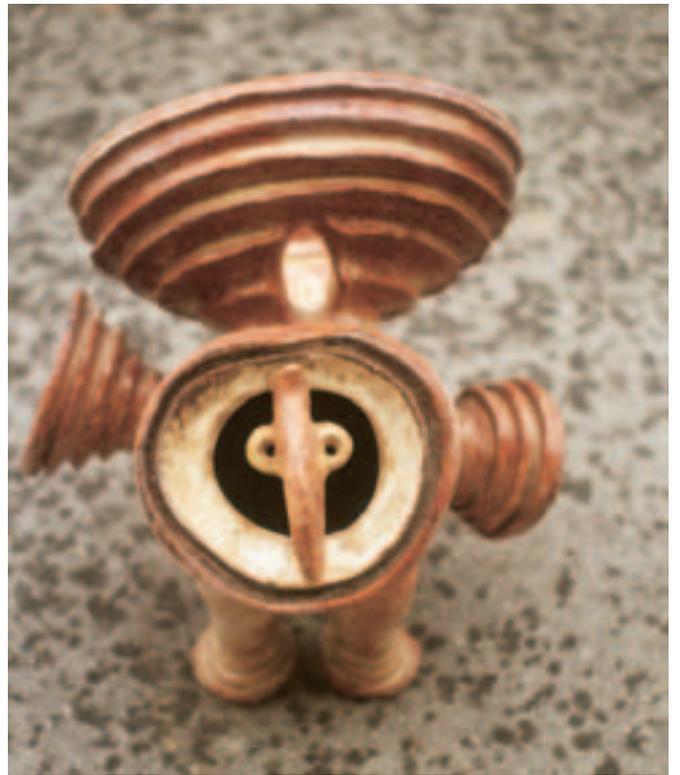
41. Krippe mit Figuren. E 80er Jahre (Photo H.B.B.)



42. Krippe mit Figuren. E 80er Jahre (Photo H.B.B.)



43. Pferde (Photo I.B.)



44. Uhu II (Photo I.B.)



45. Löwe (Photo I.B.)



46. Zwei Uhus (Photo I.B.)



47. Gepard (Photo I.B.)



48. Kleiner Löwe (Photo I.B.)



49. „Ringhand“. H 20 cm (Photo I.B.)



50. Topf in Tierform. 19,5 x 12 cm (Photo H.B.B.)



51. Dose in Form eines Lammes L 19 x H 12 x T 9 cm. Signet am Boden (Photo H.B.B.)



52. Ziege. L 37 x H 32 x T 16 cm. Signet (19)92 (Photo H.B.B.)



53. Dose in Form eines Frosches. L 16 x H 12 x T 11 cm. Signet (Photo H.B.B.)



54. „Sultan und Harem in Loge“. Wandbild. Signet. (19)97 (Photo I.B.)



55. „Pianist der leichteren Muse“ (Photo I.B.)



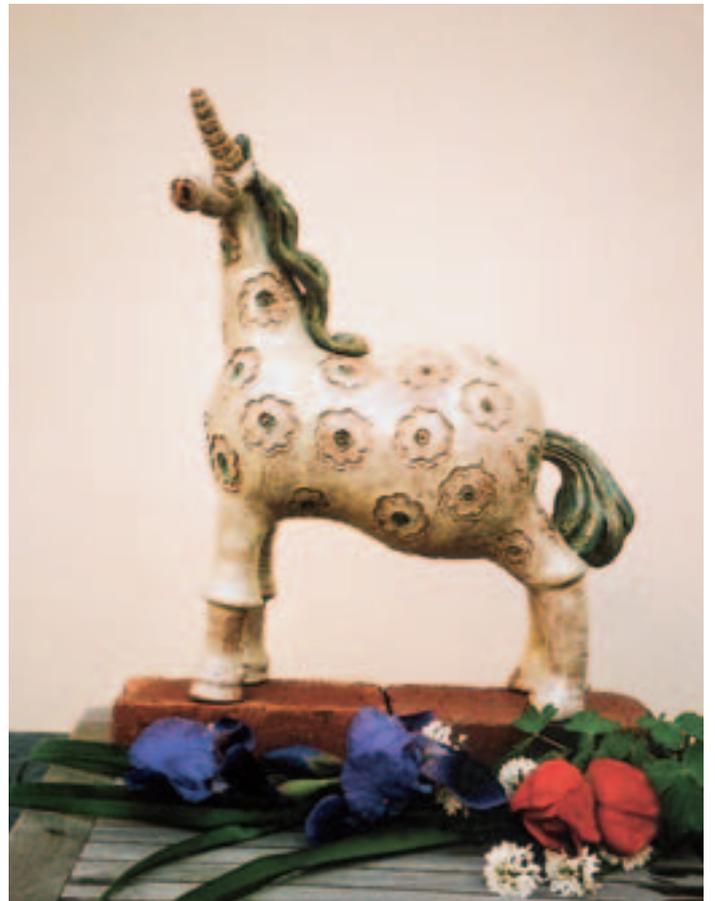
56. Topf in Kopfform. 35 x 26 x 26 cm. 1998 (Photo I.B.)



57. Topf in Kopfform. 37 x 27 x 27 cm. 1998 (Photo I.B.)



58. Vase. 39 x 40,5 x 12 cm. 1979/80 (Photo I.B.)



59. Einhorn. L 37,5 x T 16 x H 46 cm. Signet. d (19)85 (Photo H.B.B.)



60. Arnold Schönberg. 38 x 35 x 42 cm. 1994 (Photo I.B.)



61. Sigmund Freud (II). H 38 cm. 1993 (Photo I.B.)



62. Giovanni Battista Lully. H 35 cm. 1992 (Photo H.B.B.)



63. Albert Einstein (Photo H.B.B.)



64. Richard Wagner (Photo H.B.B.)



65. Virginia Woolf (II). 50 x 30 x 25 cm. 1994/95 (Photo I.B.)



66. Maria Callas (Photo I.B.)



67. Graciela Borges. – unglasiert –. 1993 (Photo I.B.)



68. Graciela Borges. – glasiert –. 1993 (Photo I.B.)



69. Evita Peron. – glasiert –. um 1993-95 (Photo I.B.)



70. Evita Peron. – unglasiert –. um 1993-95 (Photo I.B.)



71. Iris Brendel, „Arrangeurin von Installationen der Zerbrechlichkeit“.



72. Evita Peron, Persiflage auf das Porträt. um 1994 (Photo I.B.)

Umschlag-Rückseite
Kopf mit negroiden Zügen in Form einer Schale. D der Schale 23 cm, mit Ohren 31 cm x H 26-27 cm. Signet. d (19)96 auf der Standfläche (Photo H.B.B.)

